



Stipendien-Aufenthalt in der Mongolei

vom 29. April 2017 bis zum 27. Juli 2017

Auf der Spur des Gobi­bären – Tier- und Naturschutz in der Mongolei

Von Julian Kolb

Mongolei, vom 29. April 2017 bis zum 27. Juli 2017



Inhalt

1. Meine Motivation: Auf in die Steppe!
2. Großes Land, große Probleme: Die Mongolei
3. Ankunft in Ulaanbaatar: Die Stadt der vielen Gesichter
4. „Ich konserviere das Nomadenleben mit der Kamera.“
5. Im Russenjeep Richtung Wüste
6. Die Wüste – Eine Bratpfanne mit Überraschungen
7. Bei den Kaschmirnomaden – Die Herren der Goldwolle
8. Die Kaschmirziege als Problemfall
9. „Wir müssen eine Lösung finden, mit der alle leben können.“
10. Bildung in der Wüste
11. Endlich im Bärengebiet
12. Bären vor der Kamera
13. Über Stock und Stein zum Mazaalai
14. Besuch aus Bayern / Bärenfreunde halten zusammen
15. „Hier befindet sich ein einzigartiges Ökosystem, das es zu schützen gilt.“
16. Abschied von den Bärenbergen

1. Meine Motivation: Auf in die Steppe!

Als Student der Kölner Hochschule für Medien, Kommunikation und Wirtschaft bin ich auf der Zielgeraden. Im Laufe des Jahres werde ich mein Studium mit Bachelorabschluss beenden. Ich studiere Grafikdesign und visuelle Kommunikation, das ist zwar spannend, aber nicht spannend genug: Ich habe deshalb meinen Studienschwerpunkt neben der gestalterischen immer mehr auf die journalistische Arbeit gesetzt. Weil es das wahre Leben ist, das mich reizt, die Geschichten von Menschen und fernen Ländern. Und in der Abteilung „ferne Länder“ nimmt die Mongolei bei mir schon länger einen unangefochtenen Ehrenplatz ein. Das Land fasziniert mich seit meiner Kindheit. Schuld daran ist unter anderem der Franziskanermönch Wilhelm von Rubruk, der im frühen 13. Jahrhundert auf große Mongoleiexpedition ging und der Nachwelt das wunderbare Buch „Meine Reise zum Großkhan der Mongolen“ hinterlassen hat. Als Jugendlicher habe ich das Buch verschlungen und begeistert Zeile für Zeile miterlebt, wie ein Missionar, der den angeblichen „Barbaren“ in der Mongolei den wahren Glauben bringen soll, im Lauf seiner Reise immer mehr begreift, dass er von den Mongolen viel mehr lernen kann, als sie von ihm.

Dass ich jetzt mit einem Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung tatsächlich die Chance hatte, das Land endlich selbst kennenzulernen, war für mich in mehrfacher Hinsicht eine wunderbare Chance, für die ich sehr dankbar bin. Es bot mir zum ersten Mal die Möglichkeit, eigenverantwortlich ein großes journalistisches Projekt umzusetzen, und auch eine Chance, mein vermutlich doch von vielen Klischees geprägtes Bild der Mongolei auf den Prüfstand der Realität zu stellen. Und dann ist da noch der Gobibär. Es ist ein Zufall, der mich auf die Spur des extrem seltenen Wüstenbären gebracht hat, dem Kern meiner Geschichte. Bei der Produktionsfirma für Dokumentarfilme luckfilm habe ich 2016 ein mehrmonatiges Praktikum absolviert und seitdem bei der Recherche und der Umsetzung mehrerer internationaler Filmprojekte geholfen. Und plötzlich lag das Exposé „Auf der Spur des Gobibären“ auf dem Tisch, eine Geschichte über ein deutsch-mongolisches Naturschutzprojekt. Ein Rettungsprojekt für einen akut vom Aussterben bedrohten Wüstenbewohner, von dem ich vorher noch nie etwas gehört hatte. Ich danke ganz besonders auch Ralf Hotzy, vom bayerischen Landesbund für Vogelschutz und Professor Samiya von der Nationaluniversität der Mongolei: Denn dass die beiden mir die Chance gegeben haben, die große Expedition zu begleiten, war keineswegs selbstverständlich. Ich glaube, sie haben sich öfter gefragt, ob dieser junge Journalist aus Köln wirklich das Zeug dazu hat, solch eine abenteuerliche Expedition in die abgelegensten Regionen der Wüste Gobi durchzustehen und dabei auch noch seine Geschich-

ten zu recherchieren. Und manchmal habe ich mich das ehrlich gesagt auch selber gefragt. Hinter mir liegt nun eine extrem spannende, lehrreiche und auch sehr anstrengende Reise, bei der ich viel über Menschen und Bären dazugelernt habe. Sicher war „meine“ Expedition nicht ganz so abenteuerlich wie die des Franziskanermönchs vor 800 Jahren, aber eines haben wir doch gemeinsam, nämlich die Erkenntnis: Wir können von den Mongolen mindestens so viel dazu lernen, wie die Mongolen von uns!

2. Großes Land, große Probleme: Die Mongolei

Die Mongolei ist der am dünnsten besiedelten Staat der Erde: In dem riesigen zentralasiatischen Steppenland leben drei Millionen Menschen auf einer Fläche viereinhalb Mal so groß wie Deutschland. Gerade einmal 2.500 Kilometer befestigte Straßen gibt es insgesamt (zum Vergleich: In Deutschland sind es 231.000 außer Orts). Die Mongolei ist eines der ärmsten Länder der Erde, fast 30 Prozent der Bevölkerung lebt unter der Armutsgrenze, mit einem Einkommen von weniger als umgerechnet zwei US-Dollar pro Tag. Trotzdem gilt das Land im Westen vielen als eine Art Sehnsuchtsort. Nomadenkarawanen, Kehlkopfgesang, endlos weite Landschaften, Dschingis Khans Erben im Sattel wilder Pferde – die Klischees sind allgegenwärtig. Dass riesige Bergwerke Narben in die Landschaft schlagen, die Kaschmirproduktion zu Überweidung und Wassermangel führt und viele Nomadenfamilien einen harten Kampf ums Überleben führen, ist in den meisten Touristenführern nicht zu lesen und in den meisten bildgewaltigen Reisefilmen nicht zu sehen.

Die Mongolei ist ein widersprüchliches und extremes Land. Die Probleme beginnen bei der geografischen Lage: Einklemmt zwischen den beiden Supermächten China und Russland, ohne eigenen Zugang zum Meer, ist die Mongolei von einem guten Verhältnis und funktionierenden Wirtschaftsbeziehungen zu den Nachbarn abhängig. Doch die Beziehungen zu beiden Ländern sind historisch belastet und manche chinesische Großinvestition wird in der Mongolei misstrauisch beobachtet. Auch wenn derzeit keine akuten chinesischen Expansionsgelüste erkennbar sind, besteht bei vielen Mongolen latent die Angst, vom großen Nachbarn einverleibt zu werden. Zumal in der „Inneren Mongolei“, einer sogenannten autonomen Region Chinas, wo seit Jahrzehnten altmongolische Kultur, Sprache und Religion unterdrückt werden.

Eine weitere, permanente Herausforderung für die Mongolen ist das extreme Klima. Die Sommer sind kurz und vor allem in den südlicheren Landesteilen drückend heiß: Das Thermometer steigt bis 50 Grad plus. Im eis-

kalten und sehr langen Winter fallen die Temperaturen bis minus 50 Grad. Nur drei Monate im Jahr, von Mai bis Juli, ist das Land komplett eisfrei: Entsprechend kurz ist die Vegetationsperiode. Das Steppengras kann in dieser Zeit nur wenige Zentimeter hoch wachsen, bevor der erste Frost des Jahres die Steppe in eine Art Schockfrostzustand versetzt. Das Ergebnis: die Weiden geben nicht genug Futter her um eine Herde das ganze Jahr zu ernähren. So hat sich das Nomadentum entwickelt, das Umherziehen mit den Tieren ist die einzige Chance, in diesem extremen Klima zu überleben. Die kreisrunde Jurte als mobiles Zuhause steht heute als Symbolbild für die nomadische Lebensweise. Doch diese archaische Lebensform ist bedroht: Viele ehemalige Nomaden verfallen der Anziehungskraft der Hauptstadt Ulaanbaatar.

In den vergangenen Jahren hat eine regelrechte Massenabwanderung in die Stadt eingesetzt, die viele neue Probleme schafft. An den Stadträndern haben sich Slums gebildet, in denen zehntausende ehemalige Nomaden ein trostloses Dasein fristen. Strom- und Wasserversorgung sind überlastet, die Müllentsorgung ist ein ungelöstes Problem.

In den vergangenen 10 Jahren hat die Mongolei vor allem dank eines Rohstoffbooms einen großen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt. Der Abbau von Kohle, Erz und Gold hat für viele Umweltprobleme gesorgt, dem Land aber auch Chancen eröffnet. Das Sozial- und Bildungssystem wurden ausgebaut, viel Geld in die Infrastruktur gesteckt. Im Vergleich zu anderen Staaten der sogenannten Dritten Welt hat die Mongolei ein gut funktionierendes Schulsystem, die Gleichberechtigung von Frau und Mann ist weitgehend umgesetzt, freie Wahlen und demokratische Rechte sind gewährleistet. In Zentralasien bei weitem keine Selbstverständlichkeit.

In den offiziellen Verlautbarungen der Regierung ist jetzt oft von der Rückbesinnung auf die alten Traditionen (Nomadentum, Pferderennen, Kehlkopfgesang) die Rede – im Alltag aber setzt sich in den Städten mehr und mehr ein „westlicher“ Lebensstil durch. Und noch ist nicht ausgemacht, wie viel „echte“ Mongolei erhalten bleibt.

3. Ankunft in Ulaanbaatar: Die Stadt der vielen Gesichter

Zehn Flugstunden ab Berlin, immer ostwärts. In der Maschine der Mongolian Airlines wird mit Klischees nicht gegeizt. Das Flugzeug heißt Dschingis Khan und auch im Bordmagazin gibt es kaum eine Seite, auf der nicht die glorreiche Geschichte des Landes beschworen, für Dschingis-Wodka geworben oder das noble Dschingis Khan-Hotel in umwölkter PR-Sprache angepriesen wird: Schlafen Sie wie ein Steppenfürst! Und natürlich heißt der

Steppenflughafen auf dem wir gleich in der Hauptstadt Ulaanbaatar landen werden: Chinggis Khaan International Airport. Die Mongolen, die mit mir im Flugzeug sitzen, machen allerdings nicht den Eindruck, als würden sie viel auf historische Folklore geben. Moderne asiatische Business-People, ausgestattet mit den Symbolen der globalen Geschäftswelt: Smartphones, Tablets, Boss-Anzüge. Dazu einige auffällig beleibte junge Männer: mongolische Ringer auf dem Rückweg von einem internationalen Wettkampf. Das sind die modernen Nationalhelden des Landes.

Den ersten Eindruck von der Stadt zu beschreiben ist nicht ganz einfach, denn es sind viele, zum Teil widersprüchliche Eindrücke, die auf den Besucher aus dem Westen einströmen. Aus dem Flugzeugfenster war lange Zeit die jetzt im Frühjahr noch braune Steppenlandschaft zu sehen: endlos sanft geschwungene Grasflächen, scheinbar menschenleer, keine Straßen, keine Siedlungen. Ungefähr so wie ich mir die Mongolei immer vorgestellt hatte. Unverbraucht, sehr groß und sehr natürlich. Aber dann, mittendrin, in einem von der Natur gebildeten Kessel, eingerahmt von Steppenhügeln, plötzlich diese riesige Stadt, die sich nicht so recht entscheiden kann, was sie sein will: Plattenbausiedlung, hochmoderne Glasfassaden-Metropole oder Zeltstadt. Also gibt es von allem etwas. Weite Teile Ulaanbaatars werden von den trostlosen Fassaden der russischen Einheitsarchitektur dominiert, Betonklötze mit sparsamer Verzierung, auf pure Funktionalität ausgerichtet. Es sind die Überbleibsel der sozialistischen Zeit, die in der Mongolei Anfang der 1990er Jahre endete. Und es sieht so aus, als hätte seitdem auch niemand viel in die Renovierung dieser Wohnblocks gesteckt. Und doch sind sie bis heute für viele Mongolen die einzigen bezahlbaren, wirklich festen Unterkünfte. Das Fernwärmenetz funktioniert die meiste Zeit, erzählen mir die Bewohner, und das allein sei schon viel Wert im mongolischen Winter, in dem die Temperaturen regelmäßig auf minus 30 Grad sinken.

Auch das Studentenwohnheim, in dem ich unterkomme, strahlt den diskreten Charme des untergegangenen Sozialismus aus, die endlos langen, in krankenhausbau-blau gestrichenen Flure zeugen davon. Aber auch hier ist die moderne Zeit angekommen: es gibt ein WLAN-Netzwerk im Haus und viele mongolische Studenten, die den Besucher aus Deutschland interessiert und freundlich aufnehmen. Allzu oft passiert es nicht, dass Studenten aus dem Westen sich in die Mongolei verirren. Üblicherweise geht der akademische Weg in die andere Richtung. Umso mehr freut es den Pförtner des Studentenwohnheims, dass er sein exzellentes Deutsch, welches er in der DDR gelernt hat, endlich wieder anwenden kann. Er erzählt mir einiges über die deutsch-mongolischen Beziehungen. Deutschland sei beliebt bei den Mongolen und das habe eine lange Tradition. Früher waren die Verbindungen vor allem zur DDR exzellent. Ostdeutsche Veterinäre bekämpften in mon-

golischen Hammelherden Virusinfektionen, ostdeutsche Architekten bauten mit an den Wohnsilos aus Beton. Nach dem Zusammenbruch des Sozialismus pflegte das wiedervereinigte Deutschland die guten Beziehungen weiter, unterstützte das Land beim Aufbau einer neuen Verwaltung und selbst die mongolische Straßenverkehrsordnung lehnt sich ans deutsche Vorbild an.

Je weiter man sich der Innenstadt von Ulaanbaatar nähert, umso moderner wird es. Eine Vielzahl neuerer Appartementshochhäuser zeugt vom neuen mongolischen Mittelstand. Oft sind es junge Familien, die mit Zuschüssen des Staates und Hilfe der Eltern hier einen Traum von einer Eigentumswohnung verwirklichen und sich dafür bis an die Schmerzgrenze verschulden. Den zahllosen Baustellen nach zu schließen, die in der ganzen Stadt zu bewundern sind, scheint der Bedarf enorm zu sein. Doch man sieht auch die Relikte der Investoren, deren Deals schiefgegangen sind: Am Himmel kratzende Luxushotels, im Rohbau oder beinahe fertiggestellt, aber offenbar seit Jahren brachliegend. Schon warnen mongolische Ökonomen vor einer Immobilienblase, die bald platzen könnte. Beim schnellen Bauen für eine rasant wachsende Hauptstadt-Bevölkerung war offensichtlich keine Zeit auch die städtische Kanalisation entsprechend auszubauen. Beim ersten heftigen Regenguss stehe ich knöcheltief im Wasser, Sturzbäche ergießen sich durch die Hauptstraßen, die Stadt verwandelt sich für kurze Zeit in ein Schlammbad, bevor das Regenwasser irgendwo einen Abfluss gefunden hat. Vielleicht im Tuul-Fluss, der am Stadtrand träge dahinplätschert, und der den Menschen als Picknickplatz und Autowaschanlage dient.

Der innere Stadtkern von Ulaanbaatar schließlich hat sich komplett aufs Protzen verlegt: imposante Glasfassaden asiatischer Bankhäuser, futuristisch gestylte Hotels und schicke Bürokomplexe, das Ganze in unmittelbarer Nähe zum Dschingis-Khan-Platz, dem Zentrum der Stadt. Auf der Kopfseite des riesigen Platzes thront, natürlich, eine überdimensionale Khan-Statue, und jeder der irgendwas zu feiern hat, lässt sich vor dem Steppenfürsten ablichten, oder knipst ein Selfie mit Dschingis. So tummeln sich hier den ganzen Tag Hochzeitsgesellschaften, Absolventen der Polizeiakademie oder Studenten, die ihr Examen feiern. Auf dem Platz findet gerade eine kleine Industriemesse statt. Junge mongolische Firmen präsentieren ihre Produkte, von umweltfreundlichen Heizöfen für die Jurte, bis zur kompletten Abwasseraufbereitungsanlage für kleine Steppen-Siedlungen. Und auch viele sehr junge Start-up-Unternehmer haben ihre Stände aufgeschlagen, sie vermarkten neue Kräuterdrinks oder Milchprodukte aus garantiert mongolischer Herstellung. Einer der Jungunternehmer erzählt mir, dass es in den Supermärkten lange Zeit nur Milch, Butter und Joghurt aus russischer oder chinesischer Produktion zu kaufen gab: und das in einem Land der

Viehzüchter! Es fehlte an einer funktionierenden Infrastruktur, um die landwirtschaftlichen Produkte aus den weit entfernten Regionen des Landes in die Hauptstadt zu bringen. Und es fehlte auch am Selbstbewusstsein, dass man etwas Eigenes produzieren kann, das mit den Waren der großen Nachbarn Schritt hält. Dieses Bewusstsein ändert sich gerade. „Made in Mongolia“ gilt für Lebensmittel als ökologisches Qualitätslabel. Direkt aus der Steppe frisch auf den Tisch – in Zeiten globaler Sehnsucht nach gesunden Produkten ein Erfolgskonzept.

Hier, rund um den quirligen Dschingis-Khan-Platz, macht Ulaanbaatar den Eindruck einer jungen, freundlichen und lebensfrohen Stadt. Die meisten Touristen bekommen von der Stadt auch nichts anderes zu sehen.

Am Stadtrand allerdings öffnet sich noch mal eine ganz andere Welt – das arme Gesicht der Hauptstadt. Hier ziehen sich riesige Jurtensiedlungen die Hänge hoch, bilden einen Halbkreis der Armut um die Stadt. Die kreisrunden Filzzelte sind die traditionellen Behausungen der Mongolen und in den Hochglanz-Reisevideos und Fotobüchern, die bei uns in Deutschland so viele Menschen in ihren Bann ziehen, ein Symbol für die angeblich archaische Kultur und Lebensweise der Mongolen. Doch hier am Rand der Hauptstadt sind zehntausende Zelte Puzzleteile riesiger Armutsviertel. Vielleicht sind es auch hunderttausende, so genau weiß das keiner: Um die 1,4 Millionen Menschen sollen in Ulaanbaatar leben, aber viele der Menschen in den Jurtenvierteln tauchen in den offiziellen Statistiken nicht auf. Das Leben hier ist hart. Viele haben keinen Strom, fast niemand fließend Wasser, geheizt wird mit Holz oder Kohle in den Zeltöfen. Die Abluft aus den ungezählten Jurtenöfen vermischt sich im Winter mit dem Dreck der drei alten Kohlekraftwerke, die mitten in der Stadt stehen. So legt sich regelmäßig eine Glocke aus Smog über den Stadtkessel und verfinstert den Blick auf den eigentlich so legendären strahlend blauen mongolischen Himmel. Die Menschen, die hier leben, sind ehemalige Nomaden, die das entbehrungsreiche Leben als Viehzüchter auf dem Land aufgegeben haben, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft in der bunten, modernen Hauptstadt, deren Verlockungen ihnen täglich per Fernseher in die Zelte gespielt wurden. Für die wenigsten erfüllt sich der Traum von einem angenehmeren Leben. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, schon die Heerscharen junger Uni-Absolventen, die jedes Jahr auf den Arbeitsmarkt drängen, haben große Probleme einen Job zu finden. Für ehemalige Viehzüchter ist auf dem modernen Arbeitsmarkt der Großstadt kein Bedarf. Immerhin hilft der Staat mit Beschäftigungsprogrammen, vor allem in der Stadtreinigung. Was dazu führt, dass eine ganze Armee von Straßenkehrern und Putzkolonnen die Hauptstadt sauber hält. Jedes fallengelassene Kaugummipapier wird aufgesammelt, jede Treppe vor den zahlreichen Kaufhäusern in der Innenstadt mehrmals am Tag geputzt.

So ist Ulaanbaatar eine blitzsaubere Stadt, wie man sie bei uns in Deutschland lange suchen müsste.

Es gibt viele Widersprüche in der mongolischen Hauptstadt: Der extreme und auch gerne zur Schau gestellte Reichtum der Wenigen, die die Chance hatten, zum Beispiel mit Bergbaulizenzen oder mehr oder weniger legalen Joint Ventures mit internationalen Konzernen das große Geld zu machen, trifft auf bittere Armut der Immigranten vom Land. Und inmitten dieser immensen Spannungen versucht eine junge aufstrebende Großstadtszene aus Akademikern und jungen Mittelschichtsfamilien der Stadt der vielen Gesichter ein weiteres hinzuzufügen: modern, weltoffen, engagiert und ökologisch. In vier Wochen findet in Ulaanbaatar tatsächlich ein autofreier Sonntag statt, erzählen mir meine mongolischen Bekannten. Die Stadt, die sonst von rücksichtslosen SUVs, Jeeps und Minibussen dominiert und verpestet wird, gehört dann einen Frühlingstag lang den Fahrradfahrern, Flaneuren und spielenden Kindern. Das müsse ich mir unbedingt anschauen. Würde ich ja gerne. Aber am autofreien Sonntag bin ich längst ganz weit weg, irgendwo zwischen Steppe und Wüste: auf großer Expedition zum Gobibären. Vorher habe ich noch einen Termin mit dem mongolischen Fotografen und Buchautoren Rentsendorj Gotsbayar. Er hat zahlreiche Bücher veröffentlicht, spricht gut Deutsch und gerne Klartext. Ein idealer Gesprächspartner, um etwas über die mongolische Medienlandschaft zu erfahren.

4. „Ich konserviere das Nomadenleben mit der Kamera.“

Herr Gotsbayar, Sie haben in den vergangenen Jahren unter anderem zahlreiche Bildbände in der Mongolei veröffentlicht: Wie ist das Verlagswesen organisiert?

Hier in der Mongolei gibt es nur einen einzigen Verlag, bei dem allerdings keine Naturfotografen ihre Arbeiten veröffentlichen. Neben mir gibt es noch drei oder vier andere Fotografen, die genau wie ich alles selber machen, also die Planung von Reisen, natürlich das Fotografieren, Layout, Druckvorbereitung und dann die Organisation des Verkaufes.

Warum veröffentlicht der Verlag Ihre Bücher nicht?

Denen ist wohl das Risiko zu groß. Es wird prinzipiell davon ausgegangen, dass sich Bildbände schlecht verkaufen. Auch war die Druckqualität in mongolischen Druckereien lange Zeit nicht hoch genug, sodass ich meine Bücher in Korea drucken lassen musste. Alles natürlich auf eigene Kosten und eigenes Risiko, nur mit der Hoffnung, dass alles gut laufen wird, weil es damals keinen einzigen künstlerischen Bildband über die Mongolei gab.

Wie ist die Lage für die schreibenden Journalistenkollegen?

Ich habe fünf Jahre bei einer Tageszeitung gearbeitet. Aber auch dort gibt es die Problematik, dass die Auflage immer weiter sinkt und mit immer weniger Journalisten gearbeitet wird. Generell sind die Auflagen bei uns nicht so hoch: In Ulaanbaatar haben wir zwei oder drei Tageszeitungen, die mit einer Auflage von 6.000 – 7.000 Exemplaren erscheinen. Auch von den wenigen Magazinen, die bei uns erscheinen, werden monatlich gerade einmal 2.000 Stück gedruckt.

Welche Möglichkeiten haben die Nomaden auf dem Land, Informationen zu beziehen?

Tageszeitungen außerhalb von Ulaanbaatar zu liefern ist aufgrund der schlechten Infrastruktur unmöglich. Dort kämen die Zeitungen erst Tage später an. Daher ist für die Nomaden das Radio sehr wichtig – allein schon wegen der Wettervorhersage. Auch Fernsehen ist in den Jurten inzwischen weit verbreitet.

Und die Inhalte? Darf auch Kritik geübt werden?

Ja, es gibt inzwischen Gesetze zur Stärkung der Rechte von Journalisten. Das hat zwar eine lange Zeit gedauert, aber diese Gesetze zeigen Wirkung. Früher wurden Kollegen verhaftet und in Schauprozessen verurteilt, wenn die Berichterstattung zu negativ war. Das ist nicht mehr so.

Sind die Medienunternehmen in staatlichem oder privatem Besitz?

Die Zeitungen sind inzwischen alle privat. Die Zeitung, bei der ich gearbeitet habe, wurde beispielsweise aufgelöst, da der Staat laut Gesetz keine eigenen Zeitungen mehr besitzen darf. Es gibt aber einen staatlichen Fernsehsender und mehrere staatliche Radiosender. Alle anderen Sender sind privat und meist von reichen Geschäftsleuten gegründet, die sich selbst in ein positives Licht rücken wollen.

Ihre Bücher beeindrucken vor allem durch die Kraft der Bilder: Wer kauft denn Ihre Bücher hauptsächlich?

Zu 90 Prozent werden meine Bücher von Touristen gekauft, die mit einer ganz klaren Vorstellung ins Land kommen, wie die Mongolei auszusehen hat. Das sind keine Backpacker, sondern meistens Leute über 50, die in ihrer Kindheit Bücher über das Land gelesen haben und mit dieser romantisierten Vorstellung hier ankommen. Sie wollen also blauen Himmel, ursprüngliche Natur, die nomadische Lebensweise und so weiter sehen. Dass sich die Mongolei inzwischen weiterentwickelt hat und viele Nomaden Handy, Computer und Motorrad besitzen – das passt nicht so recht zu den Vorstellungen aus ihrer Kindheit. Für mich ist das eine Gratwanderung: Einerseits will ich keine Klischees verbreiten, andererseits gibt mir der Fotoapparat die Chance, als Konservator der Traditionen und Bräuche zu arbeiten. Ich möchte mit meinen Büchern also ein Bild von der alten Lebensweise erhalten.

Denken Sie, dass die ursprüngliche nomadische Lebensweise der Mongolen verloren geht?

In meinen Augen gehen die Traditionen ganz klar verloren. Es hat aber sowohl seine guten als auch seine schlechten Seiten. Allein die Nahrungsgewohnheiten haben sich in den letzten Jahren stark geändert. In der ganzen Welt ist die Mongolei als ein Volk bekannt, das sich fast ausschließlich von Fleisch ernährt. Da diese Lebensweise neben dem hohen Alkoholkonsum aber viele Erkrankungen verursacht, hat gerade bei den jungen Leuten ein Sinneswandel eingesetzt. In der Stadt wird mehr Gemüse konsumiert und es wird stärker auf die Qualität geachtet. Ging es früher um die Menge des Fleisches, geht es heute um die Qualität.

Aber die nomadische Lebensweise, auch wenn sie jetzt moderner als vor zehn Jahren ist, die existiert ja noch. Meinen Sie, dass es sie auch noch in zwanzig Jahren gibt?

Vor zehn Jahren habe ich immer gesagt: Das wird etwa noch fünfzig Jahre dauern, bis diese Lebensweise verschwunden ist. Wenn ich jetzt zurückschaue, gibt es eine immer geringere Bevölkerungsdichte auf dem Lande, es gibt viel weniger Nomaden. Das liegt mit Sicherheit auch an der Schwierigkeit des Lebens. Daher schicken sie ihre Töchter in die Stadt, damit sie dort einen Universitätsabschluss machen, einen Mann finden und ein in Führungszeichen leichtes Leben führen. Das ist auch der Grund, warum 70-80 Prozent der Studierenden weiblich ist. Und diese gebildeten Frauen wollen nach ihrem Studium keine Nomaden heiraten, um dann wieder ein einfaches Leben auf dem Land zu führen. Dadurch wird es außerhalb der Stadt immer leerer.

Wenn die Mongolei irgendwann ohne Nomaden sein wird, dann ist von der Mongolei nicht mehr viel übrig, oder?

Das Nomadenleben als Hauptmerkmal geht leider verloren, aber es gibt ja auch neue Entwicklungen. Vielleicht schaffen wir es, eine Symbiose zu finden zwischen dem modernen Leben und unseren Traditionen. Das wäre eine einzigartige Chance für einen ganz eigenen Weg. Aber leicht wird das nicht.

5. Im Russenjeep Richtung Wüste

Die Nationaluniversität von Ulaanbaatar sieht so altehrwürdig aus, wie man das von einer Nationaluniversität erwarten darf. Ein beeindruckender, geschichtsträchtiger Bau, mit halbrunder Säulenvorhalle und imposanter Freitreppe. Der kleine Platz vor der Uni ist ein würdiger Startplatz für unsere Expedition. Expeditionsleiter ist der erfahrene Biologe Professor Samiya, der vor vielen Jahren als Mäuse- und Nagetierforscher begonnen hat und

inzwischen der führende Bärenexperte der Mongolei ist. Eigentlich könnte er mit gut 60 Jahren schon im Ruhestand sein. „Aber was soll ich in Rente“, sagt Samiya, „wir stecken doch mitten in unserem Forschungsprojekt, da ist für Füße hochlegen einfach keine Zeit“. Samiya ist in der Mongolei ein hochrespektierter Wissenschaftler, denn er erforscht ein Tier, das den Mongolen ganz besonders am Herzen liegt: den Mazaalai. Im Deutschen heißt er ganz griffig: Gobibär. Lange Zeit war nicht wirklich klar, ob in der Wüste wirklich Bären leben. Zwar hatten Nomaden immer mal wieder von Zottelwesen berichtet, die tapsend durch die Gegend streifen, aber in der Hauptstadt und unter seriösen Wissenschaftlern tat man das lange Zeit als Spinnerei ab, als Fantasiegeschichten aus den Jurten, angefeuert durch zu viel Wodkakonsum. So eilte dem Gobibären der Ruf eines Yetis voraus, ein sagenumwobenes Wüstenwesen, das vielleicht in Märchen und Legenden Platz hat, aber nicht in biologischen Fachbüchern. Das hat sich radikal geändert, spätestens seit Professor Samiya und sein Team vor einigen Jahren mit Hilfe von Wildlife-Kameras bewiesen haben, dass tatsächlich eine kleine Braunbärenpopulation in der Gobi lebt. Seitdem ist in der Mongolei das Mazaalai-Fieber ausgebrochen. Politiker riefen 2013 das „Jahr des Gobibären“ aus und der weltweit führende Bärenexperte wurde aus den USA zur Hilfe geholt, der dann einige Bären einfing und mit GPS-Sendern ausstattete, um ihre Wanderwege und Lebensweise zu erkunden. Inzwischen gibt es in der Mongolei eine ganze Palette mehr oder weniger seriöser Gobibärenschutz-Vereine und Stiftungen für den Mazaalai. Sie produzieren zum Beispiel Infomaterial, das dann an den Schulen im Biologie-Unterricht eingesetzt wird.

Auch Yondon hat in der Schule zum ersten Mal vom Gobibären gehört. Heute ist sie 24 und studiert bei Professor Samiya Biologie. Eigentlich hatte sie sich im Studium auf Kleinstlebewesen in Böden und Quellwasser spezialisiert, aber als sie vor zwei Jahren zum ersten Mal den Tatzenabdruck eines Gobibären an einer Wüstenquelle entdeckte, da stand für sie fest, beim Bärenprojekt des Professors einzusteigen. Yondon ist die jüngste Teilnehmerin unserer Wüstenexpedition, und sie ist mit Feuereifer bei der Sache. „Für uns Mongolen ist der Mazaalai inzwischen eine Art nationales Symbol“, erzählt Yondon, „ein Tier, das es nur bei uns gibt und eines der letzten wildlebenden großen Säugetiere der Gobi. Ich finde es einfach super und sehr aufregend, dass ich beim Erforschen dieser Tiere helfen darf. Und auf jeden Fall interessanter als die Miniviecher, die ich nur unter dem Mikroskop erkennen kann“.

Yondon und Professor Samiya schleppen gemeinsam die Expeditionsausrüstung zu unserem russischen Minibus: UAZ 452 heißt er formal korrekt, aber alle nennen ihn wegen seiner schlichten Form nur „Bukhana“ – Brot-

laib. Ein kastenförmiger, extrem robust konstruierter Wagen, dem selbst die Steppen- und Wüstenpisten nichts anhaben können. Und wenn er doch mal ein Problem hat, ist das für Amraa, unseren Fahrer, kein Problem. „Die schicken japanischen Jeeps haben zwar tolle Klimaanlage, aber auch sonst viel zu viel technischen Schnickschnack“, erzählt mir Amraa, „wenn die in der Wüste kaputt gehen, bist Du verloren. Unsere Russenkarre hier hat zwar keinen Komfort, aber sie hält durch, und zur Not kann ich alles mit einem Hammer reparieren“. Ich hoffe, dass er damit recht behält. Denn unsere Expedition führt in eine extrem abgelegene, heiße, wasserarme und damit lebensfeindliche Region: den Gobi-Nationalpark A, den wir nur mit einer Sondergenehmigung der Regierung betreten dürfen. Dort, kurz vor der chinesischen Grenze und abseits aller Nomadensiedlungen, leben in schroffen Bergtälern die letzten Wüstenbären der Welt.

Unsere Expeditionsausrüstung ist eine Mischung aus Forschungsequipment und Überlebenswichtigem. Nach und nach verschwinden Fotofallen, Mikroskope, Kanister, Wasserfilter, rostige Reservebenzintanks, reichlich Trockennahrung und ein paar Paletten Bier im Minibus – und alles, was nicht reinpasst, wird aufs Dach geschnallt. Es ist offenbar nicht nur für mich, sondern für alle Expeditionsteilnehmer ein aufregender Moment, als sich unser Kastenwagen in Bewegung setzt, und wir durch den dichten Verkehr der Hauptstadt raus in die Steppe rollen. Es ist ein ziemlich abrupter Übergang in eine andere Welt: Schon kurz hinter der Stadt öffnet sich ein endlos weites Steppenland, sanft geschwungene Hügel, Ziegen, Schaf- und Pferdeherden und endlich sehe ich auch die ersten echten Nomadenjurten. Blütenweiß, kreisrund. Ein Erfolgsmodell der mobilen Behausung seit 2.000 Jahren. Na bitte, es gibt sie also doch, die „echte“ Mongolei. Professor Samiya sieht allerdings mit einem weitaus geübteren Auge auf die Szenerie und hält nicht viel von Schwärmereien. „Schau mal auf die Grasnarbe: alles weggefressen und damit für lange Zeit kaputt“. Samiya erzählt mir, dass das Umland Ulaanbaatars für die Nomaden lange als eine Art Speckgürtel genutzt wurde, weil es nirgends so leicht war, für das Fleisch, die Tierhäute und die Milch einen schnell erreichbaren, riesigen Absatzmarkt zu finden. Also haben sich tausende Nomaden im Umland der Hauptstadt angesiedelt: Überweidung ist die Folge. Die Grasflächen haben in den kurzen mongolischen Sommern kaum noch eine Chance, sich zu erholen. Und noch etwas vermisst der Professor: „Die Murmeltiere sind komplett weg“. Früher habe man hier überall das Pfeifen der Nager gehört, doch im Umkreis von gut 50 Kilometern um die Stadt hätten Jäger sie komplett ausgerottet, weil Murmeltierfleisch bei den Hauptstädtern sehr beliebt ist und entsprechend teuer gehandelt wird. Professor Samiya gibt mir also einen guten Tipp für die Reise: Es lohnt sich, in der Mongolei sehr genau hinzuschauen, lass Dich

nicht vom ersten schnellen Blick und Klischeevorstellungen täuschen. Ich will es versuchen.

Und doch wird es an unserem ersten Halt für meinen Geschmack schon wieder ziemlich romantisch. Wir stoppen an einem gut drei Meter hohen Ovoo, das sind die traditionellen Opfer- und Ritualplätze der Mongolei, die vor allem an wichtigen Wegkreuzungen und auf Bergkuppen errichtet werden. Meist sind es eher schlichte Steinhäufen, unser Ovoo ist aber ein echtes Kunstwerk, aus buntem Holzgestänge, blauen Fahnen und reichlich abgelegtem Kleinkram, von Krücken über Schnapsflaschen bis zu Sonnenbrillen. Denn die Tradition will es, dass jeder dreimal im Uhrzeigersinn um den Ovoo geht und dabei symbolisch etwas ablegt. Es ist eine Art Respektbezeugung an die Steppengeister, die für eine sichere Reise sorgen mögen. Also marschiert auch unser Expeditionsteam dreimal um den Ovoo. Von meinem nüchternen Professor hätte ich das eigentlich nicht erwartet, denn Steppengeister haben in seiner wissenschaftlichen Weltsicht eher keinen Platz. Professor Samiya sieht das aber ganz pragmatisch: „Es ist ein schönes Ritual, also ist es gut so“.

Schon kurz darauf lerne ich eine weitere Bedeutung der Ovoos kennen. Ganz unvermittelt liegt neben der schnurgeraden Straße ein zerschmettertes Auto, der leblose Körper des Fahrers ist hinter dem Lenkrad eingeklemmt. Amraa, unser Fahrer, bremst kurz ab, beschleunigt dann aber wieder und fährt schnell weiter. Dass wir nicht einmal versuchen zu helfen, ist für mich erschreckend, aber Professor Samiya erklärt mir, dass Unfälle in der Mongolei zur Tagesordnung gehören. Die vielen kleineren Ovoos am Straßenrand würden davon zeugen. Sie werden von den Angehörigen an der Unfallstelle errichtet. Hauptgrund für die vielen Verkehrstoten ist Trunkenheit am Steuer, trotz strikter Alkoholverbote und staatlicher Kampagnen ein großes Problem. Die Statistik spricht eine klare Sprache: Die Mongolei hat hundert Mal weniger befestigte Straßenkilometer als Deutschland, aber pro 100.000 Einwohner vier Mal so viele Verkehrstote im Jahr. Alle scheinen sich daran gewöhnt zu haben: In unserem Russenjeep dudelt schon wenige Minuten später wieder mongolische Volksmusik aus dem Radio.

Die nächsten vier Tage verbringen wir auf engstem Raum in unserem Kastenwagen, wir verlassen die befestigten Straßen und bewegen uns über holprige Steppenspisten Richtung Gobi. Es wird immer einsamer, landschaftlich immer beeindruckender und körperlich immer anstrengender. Es ist ein langer Weg, immer weiter weg von jeder Zivilisation, immer tiefer in Regionen scheinbar unverbrauchter Landschaften. Nur die Wildtiere machen sich extrem rar. Wir bekommen nichts zu sehen außer ein paar Bartgeiern und den Agamen, den urzeitlichen Kriechtieren, denen selbst die brütende Hitze nichts anhaben kann. Yondon ist sich trotzdem sicher: „Da sind noch

jede Menge andere Tiere. Sie zeigen sich uns nur nicht“.

Unsere Expeditionsstrecke: 1.100 km ab Ulaanbaatar bis an die chinesische Grenze

6. Die Wüste – Eine Bratpfanne mit Überraschungen

Wir sind jetzt in der Gobi angekommen und schon wieder muss ich ein Klischee beerdigen. Sanddünen, wie man sie von einer Wüste erwarten sollte, sucht man hier fast vergeblich. Nur in einem kleinen Bereich des riesigen Nationalparks hat der Wind den Sand zu kilometerlangen Dünen aufgeschichtet. Und prompt hat sich hier an den „singenden Dünen“ von Hongoryn Els ein kleiner Touristenhotspot gebildet. Zahlreiche Jurten-camps bieten bequeme Übernachtungsmöglichkeiten mit Vollpension und sogar Dusche, abends im schönen Sonnenuntergangslicht klicken die Fotoapparate der Touristen. Viele Japaner sind dabei, die die Strecke von Ulaanbaatar in die Gobi am liebsten in klimatisierten und hochmotorisierten modernen Geländewagen zurücklegen. Aber auch einige Europäer, die sich ihren Traum von einer Mongolei-Reise erfüllen. Für ein paar Dollar kann man sich in den Jurten-camps ein Kamel mieten und sich eine halbe Stunde durch die Dünen führen lassen. Das wird als Öko-Tourismus vermarktet. Meistens werden die Touristen auf dem Rückweg nach Ulaanbaatar im Bus dann noch in die alte Dschingis Khan-Hauptstadt Karakorum verfrachtet, wo deutsche Archäologen seit Jahren daran arbeiten, die Überreste der alten Siedlung freizulegen. So haben sich feste Touristenrouten gebildet, die auch zu den großen Seen, dem Chöwsgöl Nuur und dem Uws Nuur im Nordwesten des Landes, führen. Dass sich der Tourismus auf wenige Gebiete konzentriert, bringt dort zwar Probleme mit der Versorgung, der Infrastruktur und der Abfallentsorgung mit sich, hat aber den großen Vorteil, dass die riesigen sonstigen Flächen des Landes vom Tourismus fast unberührt bleiben. Ohnehin kommen die meisten Touristen zur gleichen Zeit ins Land: rund um Naadam, dem großen Nationalfest, das jedes Jahr zwischen dem 10. und 13. Juli zelebriert wird, mit Pferderennen, Bogenschießen und Ringkampf, den sogenannten „drei Spielen der Männer“. Frauen aus der Kampfarena zu halten, ist den mongolischen Männern aber nicht ganz geglückt. Eine historische Anekdote besagt, dass sich vor langer Zeit eine als Mann verkleidete Kämpferin in den Wettbewerb gemischt und ihn dann auch noch gewonnen hat. Um so etwas für alle Zukunft zu vermeiden, tragen die Ringer als Oberteil seitdem eine vorne offene Weste. Soweit die Legende.

Zurück zu den Fakten. Naadam als Touristenmagnet ist gesetzt. Im Rest des Jahres ist es schwieriger. Die Temperaturen in der Mongolei begrenzen

die Saison auf Anfang Juni bis Ende August, der kleine Zeitraum, in dem es einigermaßen zuverlässig tagsüber angenehme Plusgrade gibt. Im eisigen restlichen Jahr sind die Touristen Mangelware. Eine besonders umstrittene Version des Tourismus hat sich bei den Tsaatan entwickelt, den Rentierzüchtern, die ganz im Norden der Mongolei siedeln. Die traditionell gekleideten Nomaden geben mit ihren Tieren ein derart verlockendes Fotomotiv ab, dass sie inzwischen zu Statisten für Fotosafaris verkommen sind. Der sogenannte Öko-Tourismus hat hier das Gegenteil dessen bewirkt, was er eigentlich will: Eine archaische Lebensform wird durch die Einflüsse von außen massiv bedroht.

Für uns geht die Fahrt weiter Richtung Südwesten in die extrem abgelegenen, fast menschenleeren Regionen der Gobi, immer weiter Richtung chinesischer Grenze. Dünen sucht man hier vergeblich, die Wüste ist hier eine schier endlose Geröllebene aus schwarzen Steinen, begrenzt durch karge Wüstenberge am Horizont. Es sind die Ausläufer des Altai-Gebirges, die sich bis in die Gobi ziehen. Und Geologen unterscheiden feinsinnig zwischen Gobi, Gobi-Altai und Transaltaigobi. Professor Samiya versucht mich auf dem Laufenden zu halten, wenn wir die geografischen Grenzen überschreiten, aber für den Laien sieht es überall weitgehend aus wie in einer endlosen Bratpfanne, mit entsprechenden Temperaturen. Die Hitze staut sich auf den heißen Steinen, 50 Grad am Boden sind keine Seltenheit. Unser Wasserkonsum steigt, viel trinken ist hier überlebenswichtig. Das Wasser holen wir aus Brunnen und Quellen und laden es in großen durchsichtigen Plastikkanistern aufs Autodach: die knallende Sonne sorgt für einen natürlichen Desinfektionsprozess. Alles was an Keimen im Wasser gewesen sein mag, ist abends abgestorben.

Und dann zeigen sich uns doch noch ein paar Tiere – eine Herde Kamele lässt sich von uns und unserem Auto nicht weiter stören. Es sind keine Wildtiere, sondern die Hauskamele der Wüstennomaden. Ein Wildkamel zu sehen, wäre eine kleine Sensation, denn die Tiere sind sehr selten und sehr scheu. Und wenn man nicht genau aufpasst, erkennt man sie nicht, denn ganz leicht zu unterscheiden sind sie von den Hauskamelen nicht: Wildkamele haben aber etwas dünnere Höcker, längere Beine und kleinere Ohren. Teilweise haben sich Wild- und Hauskamele auch vermischt und es gibt aufwendige biologische Forschungsprogramme, die mittels DNA-Analysen zu klären versuchen, ob überhaupt noch eine nennenswerte Population von Wildkamelen in der Mongolei existiert.

Professor Samiya macht mich darauf aufmerksam, dass die meisten der Hauskamele, die wir zu sehen bekommen, noch nicht geschoren sind, obwohl jetzt im Frühsommer ihr dichtes Fell eher eine Last als ein Segen ist. In dicken Fetzen hängt es von den Tieren. „Es ist ein Jammer, das zu sehen“,

sagt der Professor, „aber für die Nomaden lohnt es sich einfach kaum noch, die Tiere zu scheren, weil die Preise für Kamelhaar extrem gefallen sind. Alle sind jetzt auf Kaschmirziegen umgestiegen. Deshalb müssen die armen Kamele jetzt in der Hitze in ihrem Wintermantel rumlaufen“.

Es ist überraschend, dass Ziegen in diesem extrem heißen und trockenen Klima überleben, aber tatsächlich stoßen wir immer wieder auf große Herden. Wo immer im Wüstenboden auch nur kleine Reste von Weiden und Pflanzen erhalten sind, sind die Ziegen unterwegs. Eine echte Seltenheit dagegen sind Bäume. Einige bekommen wir dann aber doch zu sehen, in der Oase Zoonmod. Übersetzt heißt Zoonmod „Hundert Bäume“, was jedoch maßlos übertrieben ist. Es finden sich dort umringt von hunderten Ziegen nicht einmal zehn, dafür aber uralte und imposante Euphrat-Pappeln, die Gerüchten zufolge bald einer nahen großen Kupfermine zum Opfer fallen könnten. So ganz genau weiß das keiner, aber die geologischen Erkundungsteams aus Russland und China tauchen immer häufiger hier auf. Die ganze Region gilt als Lagerstätte für eine Vielzahl von Rohstoffen. Die ersten riesigen Minen für Kohle, Kupfer und Erz sind bereits in Betrieb. Die Nähe zu China macht sich bezahlt: Auf nagelneuen Straßen und Bahnstrecken werden die ausgebeuteten Rohstoffe direkt über die Grenze gebracht. Die Gewinne bleiben weitgehend bei internationalen Konsortien. Unser Versuch, die Minen zu besichtigen, scheitert an strengen Sicherheitskontrollen. Die Gebiete rund um die Anlagen werden von bewaffneten Sicherheitsleuten abgesichert und Journalisten sind hier besonders ungern gesehen.

Für uns geht es weiter, noch tiefer in die Wüste, zu einer der Nomadenfamilien, die in dieser unwirtlichen Gegend ihre Jurten aufgeschlagen hat.

7. Bei den Kaschmirnomaden – Die Herren der Goldwolle

Es ist staubig und heiß, die Sonne steht senkrecht über der Gobi. 40 Grad Lufttemperatur, 60 Grad am steinigen, schwarzen Boden. Und mittendrin zwei weiße Kleckse: die Jurten von Sukdalai und seiner Familie. Sukdalai ist 47, seine Frau Dawaajargal ein paar Jahre jünger. Die beiden begrüßen uns so, wie das in der Mongolei üblich ist. Sehr freundlich, aber auch sehr zurückhaltend. Viel gesprochen wird in der Jurte zunächst nicht. Erst mal wird der Fremde „beschnuppert“ und das ist auch ganz wörtlich gemeint: Jeder gibt sein Schnupftabakfläschchen herum. Zum Glück hatte ich von diesem Ritual schon vor meiner Reise gehört und so kann ich halbwegs mithalten, auch wenn meine kleine Plastikdose mit der mentholhaltigen Gletscher-Prise mehr für mitleidiges Schmunzeln sorgt. Echte Mongolen haben aufwendige Schnupftabak-Flaschen. Die einfachsten sind aus Speckstein herge-

stellt, oft haben sie aber einen Deckel aus Korallen – und das in einem Land ohne Meerzugang. Die Luxusmodelle sind aus Jade, Gold und handgeschliffenem Kristall. Ein echtes Statussymbol.

Die Jurte ist spärlich eingerichtet. Ein kleines Spülbecken links des Eingangs, darüber ein Wasserkanister, drei Betten, die auch als Sitzgelegenheit dienen. Auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite befindet sich ein kleines Schränkchen, in dem die wertvollsten Besitztümer der Familie aufbewahrt werden, meist sind es neben den Schnupftabakfläschchen vor allem Schmuck und Fotoalben. Darüber ist ein kleines Bild des Dalai-Lama – die meisten Mongolen sind Buddhisten, oder fühlen sich den buddhistischen Traditionen zumindest solidarisch verbunden. Oft mischen sich aber auch buddhistische mit animistischen und schamanistischen Traditionen: die Grenzlinien sind fließend, und der Umgang mit der Götter- und Geisterwelt wird eher undogmatisch gehandhabt. Auf der rechten Seite des Zeltens steht das Bett des Hausherrn, daneben ein kleines Aufbewahrungsschränkchen. In der Mitte des Zeltes steht ein gusseiserner Ofen, der wird zum Kochen und Heizen genutzt. Dawaajargal versteht es in atemberaubender Geschwindigkeit, mit getrocknetem Dung ein Feuer zu entfachen. Für den Gast aus Deutschland wird Milchtee zubereitet. Ein paar Krümel chinesischer Schwarztee, der zu Ziegeln gepresst wurde, wird mit etwas Milch aufgekocht, mit Salz und einem Klecks Butter verfeinert. Ein echtes Powergetränk, das die Lebensgeister wieder weckt.

Und dann eine große Überraschung: Es gibt in der Jurte tatsächlich einen Fernseher, den die 18-jährige Tochter auch ausführlich nutzt, um fasziniert eine chinesische Telenovela zu verfolgen. Den Strom dafür liefert ein kleiner Sonnenkollektor vor dem Zelt.

Es sind widersprüchliche Eindrücke: Auf den ersten Blick wirkt einiges ärmlich, aber der technische Fortschritt ist unverkennbar. Professor Samiya hilft mir weiter. „Das ist eine reiche Familie“, erklärt er mir: „Hast Du das chinesische Motorrad vor der Jurte gesehen? Denen geht es hier besser als vielen armen Menschen in Ulaanbaatar“.

Ihr Einkommen erzielen die Nomaden mit „Goldwolle“, so nennen sie hier den weichen Flaum unter dem Bauch der Kaschmirziegen. Sukdalai gibt allmählich seine Zurückhaltung auf und beginnt zu erzählen. „Mein Vater und mein Großvater haben schon mit den Ziegen hier in der Gobi gelebt. Wir haben eine ganz kleine Ziegen-Rasse, die aber besonders wertvolle weiße Wolle liefert. Ein großes Glück“.

Ein Handy klingelt. Dawaajargal lächelt und zieht stolz ein japanisches Mobiltelefon aus der Filzabdeckung des Jurtendachs. Die Tante aus Ulaanbaatar ist am Telefon – endlich gibt es die Möglichkeit, Kontakt zur Familie zu halten. Das Mobilfunknetz sei ein großer Fortschritt, erzählt Dawaajar-

gal und mache das abgeschiedene Leben etwas einfacher. „Wir lieben unser Leben auf dem Land, aber ganz abgeschnitten sein vom Rest der Welt, wollen wir dann doch nicht. Manchmal ist es schön zu hören, was in der großen Stadt so los ist. Auch wenn ich es selbst da nie länger als ein oder zwei Tage aushalte, wenn wir mal zu Besuch sind. Wie soll man so viel Krach und so viele Menschen ertragen?“

Es hat sich einiges verändert im Leben der Wüstennomaden. Früher wurde die Ziegenherde mit dem Pferd getrieben, die Hirten saßen mit ihren Urgas auf dem Pferd, den traditionellen Langlassos. Heute schwingt sich Sukdalai zum Ziegentreiben lieber auf sein chinesisches Motorrad. Und dann entdecke ich auch noch seinen Geländewagen – der parkt im Schatten des Solarkollektors vor der Jurte. „Vieles ist heute leichter als in meiner Kindheit. Und solange die Ziegen gute Wolle liefern, müssen wir uns keine Sorgen machen, dass uns das Geld ausgeht“.

Die Ziegen liefern, und sie liefern nicht irgendwelche Wolle, sondern die beste der Welt. Kaschmir ist heiß begehrt und hoch bezahlt auf dem internationalen Modemarkt. Denn ausgerechnet die struppigen Wüstenziegen haben den edelsten Flaum. Jetzt im Frühjahr „erntet“ Sukdalai mit einem groben Eisenkamm den Bauchflaum der Tiere. Auch die entfernten Verwandten aus den Nachbarjurten, die schon mal 30 oder 50 Kilometer weit weg liegen können, kommen zur Schur. Alle halten zusammen und helfen sich gegenseitig, von den Kindern bis zur Oma. Ziegenschur ist auch ein Familienevent. Zur Schur wurde eigens eine Arbeitsjurte errichtet. Die Tiere werden vor dem Zelt zusammengetrieben, angebunden und dann einzeln ins Zelt getragen. Die Nomaden klemmen sich die Tiere rücklings zwischen die Beine, was die mit großem Geschrei quittieren. Mit einem groben Kamm mit sehr langen Zinken wird dann unter großem Geblöke der Flaum ausgekämmt. Im Laufe des Tages füllen sich so die Zwischenräume der schulterhohen Scherengitter-Wände der Jurte mit immer neuen Kaschmirbündeln. Am Ende des Tages sind einige Kilogramm reine Wolle ausgekämmt. Dann wird die Wolle noch saubergezupft, damit kein Staub oder Gras den feinen Flaum verunreinigt. Je sauberer die Wolle, umso höher der Preis.

Die Arbeit ist mühsam und schweißtreibend, aber sehr lukrativ. Gut 30 Euro bekommt Sukdalai fürs Kilo Wolle, knapp 200 Kilo verkauft er pro Jahr. Macht 6.000 Euro Jahreseinkommen, und damit kommt die Familie gut über die Runden. Ein Kaschmirpullover kann in einer europäischen Boutique gerne ein paar hundert Euro kosten, in der Mongolei selbst bleibt von dem Rohstoff praktisch nichts. Und auch in Sukdalais Familie hatte noch nie jemand einen Kaschmirpullover – dafür ist die Ware viel zu wertvoll. Ihre Betten decken die Nomaden lieber mit Decken aus Schafswolle ab und zum Füttern des Bettzeugs wird die billige Kamelwolle verwendet.

Manchmal verkauft Sukdalai seine Kaschmirwolle an fliegende Händler, die aus Ulaanbaatar anreisen und oft im Auftrag der Kaschmirfabriken direkt bei den Nomaden nach ausgekämmtem Ziegenflaum suchen. Einiges wird offenbar auch illegal über die chinesische Grenze geschmuggelt, weil der Bedarf beim großen Nachbarn riesig ist.

Die größte Kaschmirmenge wird aber auf einer ganz besonderen Auktion gehandelt. Die findet einmal im Jahr im sogenannten Sum-Zentrum statt, der größten Siedlung des Landkreises. Ich habe großes Glück, diesen Tag mitzuerleben. Die Siedlung heißt Shinejinst und liegt gut drei Fahrstunden von Sukdalais Jurte weit weg. Gerade einmal 1.000 Menschen leben hier – die meisten in einfachen Blockhäusern, einige in Jurten, die hinter mannshohen Bretterzäunen errichtet wurden. Es gibt im Ort eine Schule, eine Poststation und meistens einen Arzt. Am Tag der Kaschmirauktion herrscht eine Jahrmarktsähnliche Stimmung. Auf dem zentralen Versammlungsplatz der Siedlung wurde ein großer Markt aufgebaut, Lagerhallen wurden zu Auktionshallen und die Turnhalle der Schule zu einem Lagerplatz für Tonnen von Kaschmir umfunktioniert.

Am Nachmittag beginnt die Auktion. Die Versammlungshalle ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Links sitzen die Nomaden, rechts die aus dem weit entfernten Ulaanbaatar angereisten Aufkäufer der großen Kaschmirfirmen. Wieder einmal werde ich überrascht: Ich hatte eigentlich eine Auktion erwartet, bei der jeder Nomade einzeln seine Ware höchstbietend verkauft. Das Prinzip hier ist aber völlig anders. Es wird gemeinsam verhandelt, die vereinten Nomaden gegen die vereinten Händler. Geschachert wird um den Mindestpreis pro Kilogramm der edlen Wolle. Zunächst einmal einigen sich die Nomaden nach schier endloser Diskussion untereinander, dann geben sie einen Zettel mit ihrem Wunschpreis an die Händler. Die schicken den Vorschlag per extra eingerichteter Internetverbindung an ihre Firmensitze in der Hauptstadt Ulaanbaatar und bekommen von ihren Chefs einen, natürlich niedrigeren, Gegenvorschlag zurück. Dies geht solange hin und her, bis ein Kompromisspreis gefunden wurde, mit dem alle leben können. Dieses Jahr können die Nomaden zufrieden sein, der Mindestpreis ist mit knapp 40 Dollar pro Kilogramm in Ordnung. Dass sie sich trotzdem lautstark über den angeblich viel zu niedrigen Gewinn für viel zu harte Arbeit beschweren, gehört zum Ritual der Kaschmir-Auktion. Erst wenn die grundsätzliche Einigung über den Kilopreis erzielt ist, wird der eigentliche Verkauf abgewickelt. Dafür ist dann jeder Nomade selbst zuständig. Wer geschickt nachverhandelt, erzielt manchmal sogar einen Erlös über dem ausgehandelten Mindestpreis.

Auch Sukdalai verkauft jetzt seine Kaschmirwolle. Er ist sich mit der Zwischenhändlerin einer mittelgroßen Fabrik einig geworden. Es wird noch einmal nachgewogen, dann werden die Säcke aufgeschnitten und die Qua-

lität der Wolle geprüft – denn immer wieder kommt es vor, dass die edle Kaschmirwolle mit minderwertiger Schafwolle gestreckt wird. Doch mit Sukdalais Ware ist alles in Ordnung und der Handel geht glatt über die Bühne. Glücklicherweise zählt der Nomade sein Bargeld und auch die Händlerin macht einen zufriedenen Eindruck. Sie erzählt mir, dass die beiden schon häufiger Geschäfte gemacht hätten und es nie Beanstandungen gab. Für sie sei das heute aber ein eher kleines Geschäft: 30 Kilogramm hat sie von Sukdalai gekauft – auf einer anderen Auktion habe sie vor ein paar Tagen über 600 Kilogramm Kaschmirwolle erworben, erzählt sie.

In der Sporthalle von Shinejinst schufteten unterdessen ein dutzend junge Männer, vielleicht gerade achtzehn Jahre alt, in der schweißtreibenden Hitze des fensterlosen Baus. Sie bereiten die Rohwolle für den Transport nach Ulaanbaatar vor. Die angelieferte Wolle wird noch einmal gewogen, in Säcke gestopft und dann werden die genau 60 Kilogramm schweren Einheiten aufeinandergestapelt. Am nächsten Tag werden die schweren Säcke auf Laster verladen, die dann die gut 1.200 Kilometer lange Strecke bis Ulaanbaatar vor sich haben. Immerhin gibt es seit neuestem ab der Wüstenstadt Dalandsadgad eine asphaltierte Straße bis zur Hauptstadt, was auch den Kaschmirtransport deutlich vereinfacht und beschleunigt hat.

Sukdalai mischt sich nach seinem erfolgreich abgeschlossenen Geschäft unter die imposante Menschenmenge, die sich in der kleinen Siedlung Shinejinst inzwischen angesammelt hat. Von überall sind Händler angereist, auf dem zentralen Platz haben sie ihre klapprigen Buden aufgebaut. Es herrscht Volksfest-Atmosphäre. Innerhalb von zwei Tagen ist aus einem verschlafenen Provinzstädtchen ein einziger großer Marktplatz geworden, auf dem die Kaschmirnomaden ihr frisch verdientes Geld direkt für Dinge ausgeben, die sie mehr oder weniger brauchen. Es gibt Händler für Pferde, Fernseher, mehrere Stände für Jurtenzubehör, reichlich Plastikspielzeug und Unmengen chinesischer Billigkleidung. Für Sukdalai ein klein wenig Abwechslung vom Nomadenalltag in der Wüste.

8. Die Kaschmirziege als Problemfall

Wie lange wird es die traditionellen Formen des Nomadenlebens und des Handels mit der Wolle noch geben? Das ist eine Frage, die viele in der Mongolei umtreibt und der Staat tut einiges dafür, den Menschen auf dem Land zu helfen.

Keiner würde es offiziell so nennen, aber die Wüste und die Steppe sind inzwischen eine Art Sonderwirtschaftszone, ein steuerfreies Gebiet. Das verdanken die Nomaden auch dem Eigeninteresse der mongolischen Par-

teien, die sich im letzten Wahlkampf die Stimmen der Hirten mit dem Versprechen sicherten, die Steuern auf Herden komplett abzuschaffen. Bis dahin musste jeder ab dem 250ten Tier eine Abgabe zahlen, was durchaus sinnvoll war, um gegen die überall sichtbare Überweidung anzugehen. Die Steuerbefreiung hat einen fatalen Effekt – nach offizieller Statistik ist die Zahl der Ziegen innerhalb von zehn Jahren von vier auf 22 Millionen hochgeschneit. „Früher“, erinnert sich Dawaajargal, „waren die Ziegen die Lössen der Herde, die vor allem dazu da waren, die Schafe zu führen. Auf acht Schafe kamen zwei Ziegen“. Heute ist es umgekehrt, und das ist schlecht für die Umwelt. Denn anders als Schafe fressen Ziegen nicht nur die obere Grasnarbe ab, sondern reißen die Wurzeln mit aus der Erde: Überweidung und Wüstenausbreitung sind die Folgen. Doch kaum ein Politiker in Ulaanbaatar würde es wagen, das Problem der viel zu großen Herden öffentlich anzusprechen, oder sogar etwas dagegen zu tun. Das Nomadentum gilt als kultureller Schatz des Landes und nur wenn die Hirten vernünftig verdienen, gibt es eine Chance, die Landflucht zu stoppen.

Noch nie wurde so viel Kaschmir erzeugt und verkauft wie heute. In Ulaanbaatar gibt es inzwischen 130 Fabriken, die 10.000 Menschen beschäftigen. Selbst ein Öko-Label ist jetzt auf dem Markt, das bei der Weiterverarbeitung der Wolle auf Umweltstandards und faire Bezahlung der Arbeiterinnen achtet. Doch der Boom ist in Gefahr. Der chinesische Markt schwächelt in letzter Zeit, zum ersten Mal drohen Überproduktion und Preisverfall. Auch die Ziegenhirten in der Gobi spüren die Krise. Doch Sukdalai hofft, dass er mit seinen weißen Ziegen weiter gut verdienen kann. „Die Herde ist unser ganzer Stolz und die Goldwolle unser Schatz. Reiche Leute werden wir nie, aber gut leben, das wollen wir schon“.

Wir sind von der Auktion zurückgekehrt zu Sukdalais Jurte und am Abend erlebe ich ein archaisches Ritual mit. Eine Ziege wird geschlachtet. Aber im Gegensatz zu der industriellen Schlachtung, die bei uns in Deutschland üblich ist, schlachten Nomaden noch traditionell und vor allem mit viel Respekt vor dem Tier. Die Ziege wird auf den Rücken gelegt, ein Mongole hält die Hörner fest, ein anderer kniet sich über das Tier und führt mit einem Messer einen Schnitt im Bauchbereich aus. Direkt danach steckt er seine Hand in den Ziegenkörper und drückt die Hauptschlagader am Herzen ab. Dadurch wird sofort die Sauerstoffzufuhr zum Gehirn unterbrochen, die Ziege wird ohnmächtig und stirbt sehr schnell. Der ganze fast völlig unblutige Vorgang dauert wenig mehr als eine Minute. Danach wird noch ein kurzer ritueller Spruch aufgesagt, um dem Tier zu danken.

Am nächsten Morgen begleite ich Sukdalai mit seiner Herde zur Wasserstelle. Ein Trupp meckernder Tiere setzt sich in Bewegung, begleitet von ihrem Hirten auf dem tuckernden Motorrad. Ich versuche zu Fuß mitzukom-

men, was kein großes Problem ist, denn es geht extrem langsam voran. Der Grund: An der Wasserstelle, die zwei Kilometer entfernt liegt, herrscht Ziegenstau. Alle Nomaden aus dem weiteren Umkreis bringen ihre Tiere hierher: Nach einem festgelegten Plan darf jeder nur kurz an die Quelle. Ich nutze den Ziegenstau für ein kleines Interview mit Sukdalai.

9. „Wir müssen eine Lösung finden, mit der alle leben können.“

Wann sind denn Ihre Tiere dran?

Wir sind die übernächsten – ich muss jetzt nur aufpassen, dass mir die Ziegen nicht weglaufen.

Wie erkennen Sie überhaupt, welche Ihre sind, und welche die vom Nachbarn?

Meinen habe ich einen roten Punkt auf die Hörner gemalt. Andere nehmen blau, oder binden etwas Stoff um die Hörner.

Wie viele Kaschmirziegen besitzen Sie?

In diesem Jahr sind es fast 400 Tiere. Geschoren haben wir schon 360. So viel hatten wir noch nie. Und viel mehr dürfen es auch nicht werden, weil es immer schwerer wird, genug Wasser und Weide zu finden. Eigentlich hätte ich genug Geld, um meine Herde auf 1.000 Stück aufzustocken, aber ich mach das nicht. Es wäre einfach zu viel.

Wenn Sie sagen, es wird schwerer Wasser zu finden – woran liegt das?

Viele der kleineren Quellen sind in den letzten Jahren ausgetrocknet. Und die großen liegen sehr weit auseinander. Und selbst dieses Wasser hier, an dieser großen Quelle, die manchmal sogar einen kleinen Bach bildet, ist in diesem Jahr mehr ein Rinnsal, es versickert sehr schnell. Deshalb wird es für uns immer schwieriger. Wir könnten Brunnen bohren, aber dann sinkt der Grundwasserspiegel noch schneller. Das ist auch keine Lösung. Es ist ein hartes Leben hier.

Ist das ein Grund dafür warum so viele Nomaden das Landleben aufgeben und in die Stadt ziehen?

Ich weiß, dass das vorkommt: Aber aus meiner Familie und auch von meinen Nachbarn hat noch keiner aufgegeben. Jeder versucht sich irgendwie durchzuschlagen und uns geht es ja auch wirklich nicht schlecht. Wir verdienen gut mit den Tieren und wir lieben das Gobileben, so wie es immer war. Wir kennen es gar nicht anders. Das werden wir nicht aufgeben, solange es irgendwie geht. Du hast gesehen, dass wir gestern Abend geschlachtet haben, das ist für die Hochzeitsfeier meiner Tochter. Sie hat einen guten Nomadenjungen gefunden und die beiden werden sich ihre eigene Herde aufbauen. Das ist sehr gut so. Und ich hoffe, dass auch meine beiden Jungs,

wenn sie groß sind, Nomaden werden. Was sollen die denn in der Stadt?

Ich bin ja mit Professor Samiya unterwegs ins Bärengbiet: haben Sie schon mal einen Mazaalai gesehen?

Einmal ja. Da waren wir mit den Ziegen beim Nationalpark, um Weiden zu suchen. Ich habe bei den Tieren geschlafen und am nächsten Morgen wurde ich vom Lärm eines Autos geweckt. Die Leute haben ganz aufgeregt in meine Richtung gezeigt und da habe ich gesehen, dass gar nicht weit weg von mir ein Bär geschlafen hatte. Der stand langsam auf, hat mich angestarrt und ist dann weggerannt. Ziemliche O-Beine hatte der. Es ist aber wirklich ganz selten, dass man einen Gobibären zu sehen kriegt. Früher wurde er wohl auch gewildert – seine Galle soll bei den Chinesen als Naturmedizin benutzt werden. Deshalb hat er vielleicht Angst vor den Menschen. Und Professor Samiya hat mir auch erzählt, dass es nur noch ganz wenige gibt. Heute weiß jeder Nomade, dass man dieses Tier schützen muss.

Zu den Schutzmaßnahmen gehört auch, dass Sie als Nomade große Bereiche der Gobi mit ihren Tieren nicht betreten dürfen. Finden Sie das richtig?

Ich habe mit dem Professor gerade gestern Abend in der Jurte noch mal darüber gesprochen. Das ist schwierig: Ich verstehe schon, dass die Umweltschützer sagen: Eure Ziegen verdrängen die Wildtiere, und das stimmt ja auch. Wenn Ziegen und Schafe an den Quellen sind, dann traut sich da kein wildes Tier mehr hin. Aber man muss auch unsere Seite sehen. Was sollen wir denn machen, wenn das Wasser knapp wird? Ich kann meine Tiere ja nicht verdursten lassen. In strengen Wintern bekommen wir vom Ministerium manchmal eine Sondergenehmigung, um ausnahmsweise mit den Herden die Grenze zum streng geschützten Nationalpark zu überschreiten. Ich weiß, dass den Biologen das nicht passt. Professor Samiya sagt, wir müssen da weiter drüber sprechen und eine Lösung finden, mit der alle leben können. Er hat den Politikern in Ulaanbaatar vorgeschlagen, dass man uns Nomaden Prämien zahlt, wenn wir die Herden klein halten. Das könnte funktionieren, aber ich weiß nicht, ob die Regierung das wirklich macht. Das Land durchlebt ja schwierige Zeiten. Aber klar ist: So wie es im Moment läuft, ist es schwierig. Ohne Wasser sind wir verloren. Im Fernsehen sprechen sie viel von Klimawandel, wir spüren ihn hier am eigenen Leib.

10. Bildung in der Wüste

Und schon wieder ist ein Klischee gekippt. Ich hätte nicht gedacht, dass ich mit einem Nomaden in einer der abgelegensten Regionen der Erde ein so tief gehendes Interview führen könnte. Aber die Nomaden sind gebil-

dete Leute mit einem scharfen Verstand, erklärt mir Professor Samiya später, der auch das Interview für mich gedolmetscht hat. Die Mongolei ist stolz darauf, dass das Bildungssystem auch auf dem Land gut funktioniert. Ein Überbleibsel aus der sozialistischen Zeit, als der Staat viel Geld und Mühe darauf verwandte, dem Land eine klare Struktur zu geben, mit gut organisierten Verwaltungseinheiten, in denen Schule, Kranken- und Wetterstation zum Standard gehörten. Das meiste davon ist bis heute vorhanden. Und so gehen auch die Kinder der Wüstennomaden zur Schule. Oft sind es Schulinternate in kleinen Siedlungen, in denen die Kinder einige Monate im Jahr verbringen.

Das Neuste aus der Außenwelt wird natürlich auch durch Radio und Fernsehen in die meisten Jurten gebracht und Sukdalai erzählt mir, dass die Gobi bald digital werden soll. Davon zeugen Erdhügel, die sich über hunderte Kilometer schnurgerade durch die Landschaft ziehen. Der Staat ist gerade dabei, Glasfaserkabel zu verlegen, so soll Digital-TV und Internet in die Wüstensiedlungen gebracht werden. Nicht alle bejubeln diesen Fortschritt. Die Umweltschützer weisen darauf hin, dass die Glasfaserhügel einen weiteren Eingriff in das sensible Ökosystem der Wüste darstellen. So weiß man von Kulanen, den mongolischen Wildeseln, dass sie auf ihren langen Wanderrouen Straßen und andere Hindernisse nicht überwinden können. Und die Kulan-Bestände sind in den vergangenen Jahren bereits dramatisch geschrumpft. Große Herden wurden schon seit Längerem nicht mehr beobachtet.

Es ist ein Interessenskonflikt, der schwer zu lösen ist. Nur mit etwas Fortschritt und Teilhabe am „modernen Leben“ kann die Abwanderung der Nomadenfamilie in die jetzt schon überfüllte Hauptstadt Ulaanbaatar gestoppt werden. Doch mit jedem weiteren Fortschritt, mit jedem Eingriff in die Umwelt droht ein Stück des „echten“ mongolischen Landlebens und ein Stück Natur verloren zu gehen.

Yondon, die Biologiestudentin, die unsere Expedition begleitet, hat dazu eine differenzierte Meinung. Sie selbst ist in der Jurte groß geworden, nicht hier in der Gobi, sondern in einer grünen Steppenregion nördlich von Ulaanbaatar. Trotzdem haben ihre Eltern sie ermutigt, zum Studieren in die Hauptstadt zu gehen. „Als Nomadin geboren werden heißt ja nicht automatisch, dass man Nomadin bleiben muss. Meine Eltern sind total stolz, dass ich Akademikerin bin“. Yondon genießt die Expedition aufs Land, aber für sie steht auch fest: „Dauerhaft in der Jurte leben, könnte ich nicht mehr. Und alle meine Freunde sind in der Stadt, es gibt so viel Interessantes: Cafés, Restaurants, Kino. Ganz ohne das wäre es für mich inzwischen sehr schwierig, ein glückliches Leben zu führen. Aber das muss jeder für sich selbst entscheiden“. Im Übrigen ist Yondon stolz darauf, dass sie in der Mongolei

als Frau ganz gute Karrierechancen hat. An den Universitäten sind die Studentinnen jetzt schon in der Mehrheit und vermehrt tauchen Frauen auch in wichtigen gesellschaftlichen Schlüsselpositionen auf. Im Gegensatz zu vielen zentralasiatischen Nachbarländern ist die Gleichberechtigung in der Mongolei auf einem guten Weg.

11. Endlich im Bärengebiet

Meine Expeditionspartner hatten mich vorgewarnt: Ab jetzt wird's wirklich staubig. Wir haben uns von den Wüstennomaden verabschiedet und bewegen uns auf abenteuerlichen Pisten und durch tiefe Wüstencanyons weiter Richtung chinesischer Grenze. Wir haben endlich das Siedlungsgebiet des Gobibären erreicht, auch wenn von dem weit und breit nichts zu sehen ist. Wir stoppen irgendwo im Nirgendwo. Rechts und links nur endlose staubige Geröllflächen, ab und zu verziert von kümmerlichen Resten der Saxaul-Bäume, die eher wie struppige Sträucher aussehen. Professor Samiya erzählt mir, dass genau hier, an dieser Stelle, der deutsche Naturschützer Franz Wellek im Jahr 2001 durch Zufall einen Gobibären filmen konnte. Es sind wackelige Aufnahmen, leicht unscharf, und doch waren sie eine Sensation. Denn Wellek konnte damit beweisen, dass wirklich noch Bären in der Wüste leben. Zwar gab es aus den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts seriöse Berichte russischer Wissenschaftler, die von der Existenz des Wüstenbären berichteten und ihn auch detailliert beschrieben – danach war aber lange Zeit unklar, ob die kleine Bärenpopulation wirklich überlebt hat. Viele Experten zweifelten das an, oder hielten an der Theorie fest, bei dem beobachteten Bären könne es sich um einen Ausreißer aus einem chinesischen Zoo oder Zirkus handeln. Wellek ist inzwischen verstorben, aber seine Aufnahmen haben der Gobibärenforschung neuen Auftrieb gegeben. Professor Samiya erforscht das Tier jetzt seit vielen Jahren mit Hilfe von Kamerafallen, hat aber noch nie einen Gobi-Bären mit eigenen Augen gesehen. Er nimmt es mit Humor: „Wir Forscher sagen unter uns: Einen Mazaalai zu sehen, das ist wie einen Stern am Taghimmel zu sehen“. Womit er mir nebenbei auf poetische Weise klar gemacht hat, dass auch ich mir keine allzu großen Hoffnungen machen soll.

Der letzte Außenposten der Zivilisation in der Wüste Gobi ist die Oase Ekhin Gol, die sich unerwartet am Horizont abzeichnet. Ist das wirklich Wasser, sind das wirklich grüne Bäume – oder ist das eine Fata Morgana? Ist es nicht! Nach mehreren Stunden Gerumpel erreichen wir die Oase, die von der Atmosphäre irgendwo zwischen russischer Forscherstation und altem amerikanischen Westerdorf angesiedelt ist. Man kann die Oase auf der

Landkarte bei den Koordinaten 43.2459 / 99.0070 finden. Es gibt zehn Häuser, von denen gerade einmal vier bewohnt sind – der Rest ist mehr oder weniger verfallen. Mittelpunkt des Ortes ist ein rostiger 25 Meter hoher Metallmast mit klappriger Außenleiter, die aus gutem Grund offenbar schon länger keiner mehr betreten hat. Die eigentliche Sensation aber sind die beiden kreisrunden Süßwasserseen am Ortsrand. Seen mitten in der Wüste! Man darf sogar darin baden, wenn man keine Angst vor den Minikrebsen hat, die das Wasser bevölkern, und die sich darauf spezialisiert haben, den seltenen Badegästen in die Beine zu zwicken. Die Seen wurden vor Jahrzehnten von russischen Ingenieuren angelegt – und ein Bewässerungssystem für Felder entstand gleich mit dazu. Denn Ekhin Gol sollte das grüne Herz der Gobi werden: mit Tomaten- und Gurkenanbau. Das Obst und Gemüse sollte den Menschen der Hauptstadt etwas Abwechslung in den Speiseplan bringen. Was eine Zeit lang sogar geklappt hat, dank einer Steppenpiste für kleine Transportflieger.

Als der Sozialismus nach der weitgehend friedlichen mongolischen Revolution von 1989 zusammenbrach, bedeutete das auch für die Oase Ekhin Gol den Niedergang, da nun die wöchentlichen Lufttransporte des Wüstengemüses in das 1.100 km entfernte Ulaanbaatar nicht mehr subventioniert wurden. Trotz des fortschreitenden Verfalls leben heute noch 15 Menschen hier, die überraschenderweise aber alles andere als gute Nachbarn sind. Professor Samiya erzählt mir, dass die Familien untereinander hoffnungslos zerstritten sind und nicht einmal Fahrgemeinschaften für die 150 km lange Strecke in die Siedlung Shinejinst bilden – und erst dort ist die nächste Möglichkeit, sich mit Dingen des täglichen Bedarfs zu versorgen. Auch das einzige Kind aus Ekhin Gol geht dort ins Schulinternat.

Neben einer kleinen Wetterstation, in der täglich Temperatur, Windrichtung und die meistens nicht vorhandene Niederschlagsmenge gemessen und an die zentrale meteorologische Station der nächsten größeren Stadt durchgefunkt werden, hat Ekhin Gol ein weiteres Highlight zu bieten. Eine kleine Station für Bärenforscher. 2012 hat der Landesbund für Vogelschutz in Bayern in enger Kooperation mit Professor Samiya das freundliche kleine Holzhaus mit Nachbarjurte eröffnet. Im „Info- und Schutzzentrum“ können Bärenforscher ihr Expeditionsequipment zwischenlagern, Telefonakkus und Wassertanks füllen, und zur Abwechslung in einem echten Bett schlafen. Und ein- bis zweimal im Jahr verirrt sich auch eine kleine Reisegruppe hier her: Ökotouristen oder Vogelfreunde, die froh sind, dass es mitten in der Gobi einen kleinen Stützpunkt gibt. Im „Gobibär Schutz- und Informationszentrum Ekhin Gol“ warten Infotafeln und Aufklärungstexte über den Mazaalai und seine Bedrohung auf die Besucher. Hier erfahren sie, dass der Bär nur noch in drei letzten kleinen Rückzugsgebieten in den Bergen lebt,

Wilderei den Bestand dezimiert hat und dass man sich bei Touren durch das Bärengebiet doch bitte von den Wasserstellen fernhalten soll, an denen die Bären regelmäßig auftauchen. Denn schon die kleinsten Störungen durch Menschen können die sensiblen Bären vertreiben. Und man kann im Infozentrum sogar den Tatzenabdruck eines Gobibären in einem Sandkasten bewundern, auch wenn der von Professor Samiya und seinen Forscherkollegen gelegentlich nachgezogen werden muss.

Ich habe es mir gerade auf meinem Campingklappstuhl vor dem Infozentrum bequem gemacht, als Professor Samiya gemeinsam mit einem jungen Mann in einem imposanten Deel auftaucht: Das traditionelle mongolische Gewand mit der gelben Schärpe wird meistens nur noch an Festtagen getragen. Der Mann im Deel ist der Parkranger, zuständig für die Überwachung des Bärenschutzgebietes, was angesichts der riesigen Fläche von 500.000 Hektar ein ziemlich mühsamer Job ist. Der Parkranger erzählt uns, dass er zwar versucht, täglich mit dem Motorrad Teile seines Schutzgebietes abzuklappern, das oft aber nicht genug Benzin da ist. Manchmal entdeckt er auf seinen Touren sogenannte Ninjas, so nennen die Mongolen illegale Goldschürfer, die notdürftig tiefe Löcher in den Wüstenboden graben, in der Hoffnung etwas Edelmetall zu finden. Im Naturschutzgebiet ist das natürlich strengstens verboten, aber auch der Parkranger weiß: „Die machen das aus purer Armut“. Zu seinem Job gehört es, die Ninjas zu vertreiben und ihr Schürfwerkzeug sicherzustellen. Und er ist eine Art wandelnde Infostelle. Er weiß genau, wann und wo Gruppen von Ökotouristen oder Forscherteams unterwegs sind. Das kann bei Unfällen oder extremen Wetterlagen überlebenswichtig sein.

Kurze Zeit später kommt auch seine Frau zu uns, mit den fünf vor dem Mund zusammengelegten Fingerspitzen – das Essen ist fertig! Es gibt Tsuivan, eines der traditionellen mongolischen Gerichte. Es besteht aus einer Art Teig in Pfannkuchenform, der wie bei Frittatensuppe zu schmalen Streifen zerschnitten wird. Dazu kommt Wurzelgemüse und stark fetthaltiges Fleisch. Kraftfutter für Bärenforscher!

12. Bären vor der Kamera

Den besonderen Humor von Professor Samiya habe ich inzwischen kennen und schätzen gelernt und so schwant mir nichts Gutes, als er unser Expeditionsteam am nächsten Morgen zusammentrommelt und schmunzelnd verkündet: „Jetzt geht’s weiter ins 5-Sterne-Hotel“. Wir verlassen die Oase in unserem Russenjeep und es geht nur noch bergauf, hinein in schroffe Wüstenberge, die jetzt im Morgenlicht goldgelb glänzen. Auf 1.792 Meter

Höhe erreichen wir unseren Lagerplatz für die nächsten Wochen. Das Gebirge Tsagaan Bogd. Das „Fünf-Sterne-Hotel“ entpuppt sich als ein wackeliger Brettverschlag, in dem wir immerhin unsere technische Ausrüstung sicher vor Sandstürmen lagern können. Wir selbst leben ab heute im Trekkingzelt. An der Hütte bekommt unser Expeditionsteam Verstärkung: Battogtokh wartet schon auf uns. Der Doktorand von Professor Samiya hat die letzten Monate ganz alleine hier im Bärengebiet verbracht und die Tierbeobachtungs-Kameras betreut, die er im Umkreis von 30 Kilometern an fünf Wasserstellen aufgebaut hat. Jede Bewegung im Bild löst ein Foto oder eine etwa 30-sekündige Videoaufnahme aus. Spektakuläre und weltweit einmalige Aufnahmen vom Mazaalai sind so entstanden. Die Auswertung der Kameraaufnahmen wird Battogtokhs Doktorarbeit. Titel: „Überlebensstrategien des Gobibären“. Battogtokh freut sich, dass er endlich einmal Besuch bekommt, die monatelangen Wüstenaufenthalte sind auch für ihn ein echtes Überlebenstraining. Professor Samiya erzählt mir, dass er Probleme hat, Studenten zu finden, die überhaupt bereit sind, so lange alleine in den Wüstenbergen durchzuhalten. Battogtokh ist ein Glücksfall für die Bärenforscher – er ist als Nomadenjunge in der Gobi aufgewachsen, kennt die Wüste und ihre Gefahren, und er hat die erforderliche mentale Grundentspannung, um mit den endlosen, einsamen Aufenthalten klar zu kommen. „Frag ihn alles, was Du willst“, empfiehlt mir Professor Samiya, „der kennt sich mit dem Gobibären inzwischen besser aus als sein Professor“. Battogtokh lässt sich nicht lange bitten und startet am Abend auf seinem Laptop eine kleine Vorführung, die Highlights der Kameraaufnahmen der letzten Wochen. Und so bekomme ich endlich echte Gobibären zu sehen, wenn auch nur auf dem Bildschirm. Sie sind kleiner als andere Braunbären, etwas schmaler und struppiger. „Kein Wunder“, sagt Battogtokh, „bei den schwierigen Lebensbedingungen. Ihre Artgenossen in Kanada holen sich Lachs aus den Flüssen, davon können unsere Gobibären nur träumen“. Battogtokh weist mich auf den weißen Fleck am Kragen der Tiere hin, der charakteristisch ist für den Mazaalai. Die Musterung hilft den Forschern, einzelne Tiere auseinanderzuhalten und ihre Entwicklung und ihr Verhalten mit Hilfe der Kameraaufnahmen über Jahre zu beobachten. Ein Braunbärenbaby mit seiner Mutter tapst durchs Bild, eine Aufnahme aus dem letzten Frühjahr. Die Bilder sind nicht nur süß, sondern für die Forscher der Beleg für die auch unter schwierigen Lebensbedingungen erhaltene Reproduktionsfähigkeit der Tiere. „23 Exemplare konnten wir bis jetzt identifizieren, vielleicht gibt es auch noch ein paar mehr, die noch nicht in unsere Kamerafallen getappt sind. Wir schätzen den Bestand derzeit auf höchstens 50 Tiere“. Ob das reicht, das Überleben der Art dauerhaft zu sichern, ist unter Forschern umstritten. Einig sind sie sich, dass der Wüstenbär auf der roten Liste der vom Aussterben bedrohten Tiere einen

traurigen Spitzenplatz einnimmt. Professor Samiya sieht die Lage trotzdem halbwegs entspannt. Vielleicht sei der Bestand an Gobibären ja in den letzten Jahrhunderten nie viel größer gewesen, dann sei das eher ein Beweis für die Überlebenskraft der Tiere. Die Erfahrung zeige, dass große Tierpopulationen bei plötzlichen Verschlechterungen der Lebensbedingungen innerhalb kürzester Zeit komplett aussterben könnten. Kleine Populationen seien oft zäher und widerstandsfähiger. Und vielleicht gebe es ja auf der anderen Seite der Grenze, in China, auch noch Bärenfamilien, die noch niemand je erforscht hat. Auf jeden Fall sei es nicht zu spät, durch konsequente Schutzprogramme zumindest dafür zu sorgen, dass der Lebensraum des Gobibären nicht weiter eingeengt wird. Und davon könnten dann auch andere bedrohte Wüstentiere profitieren.

Für Battogtokh das Stichwort. Er wechselt den Datenstick und zeigt uns auf dem Laptop ein paar weitere, unerwartete Highlights aus den Kamerafallen. Steinhühner huschen und flattern scharenweise durchs Bild, Wildesel, ein Rudel Wölfe, ein Hase, ein Luchs und sogar ein Schneeleopardenpärchen tappt in die Kamerafalle. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, hier ist er: die Wüste lebt! „Und ärgere Dich nicht, dass Du die Tiere noch nicht gesehen hast, auch wenn Du Wochen unterwegs bist“, beruhigt mich Battogtokh, „die sind Meister im Verstecken und kommen oft nur nachts raus, wenn die Temperaturen auf ein erträgliches Maß gesunken sind“.

Ob wir uns trotzdem gleich beruhigt in den Schlafsack legen können oder ob wir mit Bären- und Leopardensbesuch rechnen müssen? „Aber nein: die haben viel mehr Angst vor uns, als wir vor denen“. Ich schlafe in meinem Zelt halbwegs beruhigt ein – auch wenn es in der Jurte wirklich gemütlicher war...

13. Über Stock und Stein zum Mazaalai

Am nächsten Morgen wartet ein Abenteuer der besonderen Art. Battogtokh hat mich eingeladen, ihn auf einer seiner Forschungstouren zu begleiten. Er will seine Kameras kontrollieren, seine wichtigsten Forschungsinstrumente. Die hat er in abgelegenen Wüstentälern an Wasserstellen versteckt. Das bedeutet erst mal: Rauf aufs geländegängige Motorrad, unser Auto hat in dieser zerklüfteten Landschaft keine Chance mehr. Dass eine Strecke noch schlechter sein kann, als das, was wir bisher in unserem Russenjeep zurückgelegt haben, hätte ich nicht gedacht, aber es geht. Der „Weg“ führt über Stock und Stein durch eine Gesteinswüste, mit grauen und dornigen Büschen, die sich gegen den konstant starken Wind stemmen. Dann, nach gut einer Stunde, ändert sich das Bild. Wir erreichen einen kleinen Teich,

um den sich braunes Schilfgras drängt. Ein paar Vögel flattern auf. An dieser kleinen Oase also soll sich auch der Gobibär ab und zu blicken lassen. Es gibt sogar ein Foto aus einer der Wildlife-Kameras, auf dem der Bär im Wasser steht, offenbar um sich abzukühlen.

Wir beginnen, die neun Kameras auszuwerten, die Battogtokh rund um die Wasserstelle aufgebaut hat. Meist sind sie mit Gurten an einer Holzlatte befestigt, geschützt durch einen Metallkasten. Offenbar kann der Bär aber keine Kameras leiden: Vier Kamerafallen hat er mit Prankenhieben umgeworfen, an einigen der Latten finden sich Bissspuren. An einer sogar Blutspuren. Die Attacken sind auf den Videoaufnahmen der Kameras eindrucksvoll zu sehen.

Battogtokh geht routiniert und konzentriert vor. Erst hält er ein Schild mit dem Namen der Wasserstelle, samt Datum vor die Linse der bewegungs-sensiblen Kamera: KLICK, die Aktion ist fotografisch dokumentiert. Dann schließt er das Gehäuse auf und tauscht die Batterien. Die volle Speicherkarte sichert Battogtokh auf seinem Laptop, eine neue leere SD-Karte kommt in die Kamera. Zuletzt wird die Kamera wieder halbwegs bissicher in der Metallbox verstaut. Die Auswertung der SD-Karten ist dann ein echtes Geduldsspiel. Oft klickt sich der Bärenforscher stundenlang durch leere Bilder, denn schon die Bewegung eines Grashalms kann die Aufnahmen auslösen. Aber wenn dann wirklich einmal Bären ins Bild tappen, sind das die großen Erfolgs- und Glücksmomente für Battogtokh. Denn die Aufnahmen helfen, die zahlreichen offenen Fragen über den Mazaalai zu klären. Die vielleicht wichtigste: Wie schafft es ein Braunbär in dieser extrem kargen Umgebung überhaupt, genug Nahrung zu finden? „Wie er Wasser findet, wissen wir jetzt schon mal“, sagt Battogtokh, „er kommt zu den Quellen und trinkt. Und meine letzten Aufnahmen beweisen sogar, dass er manchmal seinen Winterschlaf unterbricht, um am Eis der zugefrorenen Wasserstellen zu lecken“. Und auch was die Ernährungsgewohnheiten des Bären angeht, haben Battogtokh und Professor Samiya inzwischen viel herausgefunden. Ihre wichtigste Erkenntnis: Der Bär ist ein Fast-Vegetarier. Er ernährt sich hauptsächlich von Pflanzen, wie dem Salpeterstrauch und Beeren. Seine Lieblingsspeise aber ist wilder Rhabarber. Die Pflanzen mit den riesigen Blättern wachsen hier in vielen Tälern und der Bär hat sich darauf spezialisiert, ihre Wurzeln auszugraben, die manchmal bis zu einem Meter tief in den Boden reichen. Die Wurzeln sind besonders nährstoffreich und gehören deshalb zu den Lieblingsspeisen des Bären. Der Gobibär ist also auch ein Rhabarber-Bär. Aber ein dogmatischer Vegetarier ist er nicht. Durch Analysen von Bärenkot haben die Forscher herausgefunden, dass er gelegentlich eine Zikade frisst, und auch mal eine gelbschwanzige Wüstenrennmaus. Weil die Mäuse für den Bären aber oberirdisch viel zu schnell unterwegs sind, hat er

nur eine Chance, wenn er die Erdbauten der Nager aufgräbt. Entsprechende Spuren an den Eingängen der Mäusebauten sind immer wieder zu entdecken.

Das alles zusammen genommen bleibt trotzdem ein karger Speiseplan, was erklärt, warum Gobibären kleiner und leichter sind als andere Braunbären. Weibchen wiegen zwischen 50 und knapp 80 Kilo, und selbst ausgewachsene Männchen bringen höchstens 140 Kilo auf die Waage. Amerikanische Forscher haben vor einigen Jahren Gobibären eingefangen und mit GPS-Halsbändern ausgestattet. Dabei kam heraus, dass Gobibären auf der Suche nach Nahrung riesige Strecken zurücklegen müssen: manchmal über 100 Kilometer innerhalb von 24 Stunden. Battogtokh hält von den Forschungsmethoden der Amerikaner aber nicht sehr viel. „So eine Fangaktion ist ein radikaler Eingriff in das Leben der Bären. Unsere Kameras hier sind viel friedlicher und liefern mindestens genauso gute Ergebnisse“.

Der Aufwand, den Battogtokh für seine Forschung betreibt, ist gewaltig. Er muss alle zwei Monate sämtliche Wildlife-Kameras kontrollieren. Mindestens sechsmal pro Jahr fährt er die vier Tage dauernde 1.200 Kilometer lange Strecke von Ulaanbaatar bis Tsagaan Bogd, nur um die Daten zu überprüfen und die Batterien zu wechseln. Die Alternative ist, monatelang vor Ort zu bleiben, aber manchmal vermisst dann selbst der Bären doktorand die Vorzüge des Stadtlebens.

Mehrere Wasserstellen klappern wir an diesem Tag ab, und spät nachmittags ist es dann endlich so weit: Ich bekomme zum ersten Mal echte Spuren des Bären zu sehen. Battogtokh macht mich auf die Tatzenabdrücke im Sand aufmerksam, und er ist genauso aufgeregt wie ich. „Die sehen sehr frisch aus, kann sein, dass wir den Bären nur ganz knapp verpasst haben“. Battogtokh misst die Spur genau aus, und ist sich sicher: Dass muss ein über 100 Kilo schweres Männchen gewesen sein. Wenige Meter weiter finden wir dann auch frischen Bärenkot und ein kleines Büschel Fell. Für die Forscher sind solche Funde kleine Schätze, sie brauchen sie nicht nur, um genauer herauszufinden, was die Wüstenbären fressen und in welcher körperlichen Verfassung sie sind. Der Fellabrieb wird auch für DNA-Analysen im Labor genutzt. Denn eine der großen offenen Fragen ist, ob der Gobibär eine eigene Art darstellt, oder eine Unterart der Braunbären ist. Mongolische Wissenschaftler haben vor Jahren den Namen *ursus gobiensis* geprägt und damit klar gemacht: Unser Gobibär ist etwas Einmaliges und Eigenständiges. Nicht alle Bärenforscher stimmen dem zu. Einige verweisen auf die nahe Verwandtschaft zum tibetischen Bären, der im Altai-Gebirge lebt. Battogtokh sieht das entspannt: „Die Frage lässt sich nicht leicht klären. Aber ganz klar ist, dass nur bei uns in der Gobi Wüstenbären leben. Das allein macht sie zu etwas ganz Besonderem und Schützenswertem“. Battogtokh

und Professor Samiya haben auch schon viel darüber diskutiert, ob es neben Schutzmaßnahmen vor Ort auch andere Möglichkeiten gibt, den Bären vor dem Aussterben zu retten. Einig sind sie sich, dass es keinen Sinn macht, Gobibären in Zoos zu bringen. Das würde zwar einige Zoobesucher freuen, die Art aber nicht wirklich retten. Battogtokh meint, dass man über Zuchtprogramme nachdenken sollte. Er verweist auf die Erfolge beim Pandabärenschutz in China. Professor Samiya hält nichts davon. „Ich will es einmal hart sagen: Wenn eine Tierart keinen Lebensraum mehr hat, dann muss man sie aussterben lassen“. Noch aber ist es nicht so weit, noch hat der Gobibär Rückzugsräume, die sein Überleben vorerst sichern. Die mongolischen Bärenschützer wollen dafür sorgen, dass es so bleibt. Der strenge Schutz der Gobi-Nationalparks, die Verhinderung weiterer großer Minen- und Straßenbauprojekte, das sind ihre vorrangigen Ziele, um den Gobibären zu schützen und seinen Lebensraum zu erhalten.

Spät abends holpern wir auf dem Motorrad zurück zu unserer Basisstation. Battogtokh erzählt mir, dass wir uns gerade dicht an der Grenze zu China befinden. Diese Grenzregion darf man eigentlich nur mit einer weiteren Sondergenehmigung betreten, die wir leider nicht haben. Ich frage ihn, ob denn die Grenze gut geschützt wäre, was ich mir bei der Weitläufigkeit und Abgeschlossenheit der Gegend nur schwer vorstellen kann. Zu meiner Überraschung erzählt er mir, dass hier in der Gegend häufig Soldaten patrouillieren und Grenzverstöße hart geahndet werden. Heute bekommen wir davon allerdings glücklicherweise nichts mit.

Auf dem Rückweg machen wir noch einen kurzen Halt an einer steilen Felswand. Battogtokh hat mir versprochen, mich ins „Museum“ zu bringen. Und tatsächlich sind die platten Stellen der Felswand eine spektakuläre historische Schautafel: die Petroglyphen von Tsagaan Bogd. Die Wand ist voll mit Jahrtausende alten Felszeichnungen, die sich so klar erkennen lassen, als seien sie erst gestern in die Wand geritzt worden. Ich sehe eine Jagdszene mit Nomaden, die Bögen in den Händen halten, Kamele, Steinböcke, Schneeleoparden und Wildpferde. Es ist ein bewegendes Gefühl, genau an der Stelle zu stehen, an der vor vielleicht 5.000 Jahren schon einmal Menschen die Natur und die Tiere so festgehalten haben, wie sie sie vor Augen hatten. Nur ein Tier fehlt in den beeindruckenden Felszeichnungen, und das ist ausgerechnet der Gobibär. Für Battogtokh ist die Erklärung einfach: „Wahrscheinlich waren die Bären schon damals so selten, dass auch unsere Vorfahren sie nie zu sehen bekommen haben“.

Dass die Bären damals schon in der Wüste gelebt haben, da sind sich die Forscher aber ganz sicher. Denn der Gobibär gilt als „Relikt-Art“, als Überlebender der Zeit, als in der heutigen Wüste noch Wald stand und das Klima viel feuchter war. Zahlreiche Ausgrabungen in der Gobi bewiesen, dass hier

vor Jahrmillionen auch Dinosaurier unterwegs waren. Der Mazaalai, meinen die Wissenschaftler, habe es verstanden, sich im Lauf der Jahrtausende an das zunehmend heiße Klima anzupassen. Aber, erzählt mir Professor Samiya, das sei keine Garantie, dass das immer so weiter geht. Der Klimawandel sei hier in der Gobi extrem spürbar. Immer mehr Wasserstellen trocknen aus. Und weil gleichzeitig die Nomaden mit ihren Herden die letzten Quellen belagern und auch die Erz- und Kohleminen am Rand des Naturschutzgebietes riesige Wassermengen verbrauchen, könne keiner vorhersagen, ob die letzten Wildtiere hier überhaupt noch dauerhaft eine Überlebenschance haben.

14. Besuch aus Bayern / Brenfreunde halten zusammen

Die nächsten Tage und vor allem Nächte verbringen wir mit dem etwas verrückten Versuch, den Bären doch einmal selbst zu Gesicht und auch vor meine Kamera zu bekommen. Denn dem Journalisten-Kollegen, der mir den Kontakt zu Professor Samiya vermittelt hat, habe ich versprochen, zumindest zu versuchen, den Bären zu filmen. Wolfgang Luck produziert für ARTE die erste große Gobibären-Dokumentation, dann werden auch die spektakulären Aufnahmen aus den Fotofallen zum ersten Mal der Öffentlichkeit gezeigt. Und wir hatten die vage Hoffnung, dass es mir gelingen könnte, den Bären auch mit einer großen Film-Kamera zu filmen. Also ziehe ich mit Battogtokh kurz vor Sonnenuntergang los, und baue aus Steinen und Tarnplanen Verstecke in der Nähe der Wasserstellen. Wir suchen uns die Plätze aus, an denen der Bär in den Tagen zuvor regelmäßig in die Kamerafalle getappt ist. Doch es bleibt wie verhext: Sobald wir da sind, lässt sich kein Br blicken. Wir verbringen mehrere eisige Nächte draußen, lassen die Sterne an uns vorbeiziehen und versuchen uns einzureden, es sei ja zumindest sehr romantisch, hier im Freien zu schlafen. Das Ergebnis aber bleibt bei Null. Kein Br in Sicht.

Dafür lerne ich etwas über Wilderei dazu. Battogtokh zeigt mir halbverfallene Steinhauften in der Nähe der Wasserstellen, meist leicht erhöht gelegen auf kleinen Hügeln. Es sind ehemalige Schutzwälle von Jägern, die sich hier früher auf die Lauer gelegt haben. Offenbar wurde für die Brenfelle viel Geld gezahlt und auf dem chinesischen „Naturmedizin“-Markt sind neben Brengalle auch andere Bestandteile des Tieres heiß begehrt, weil ihnen Heilkräfte zugesagt werden, die sie nach allen wissenschaftlichen Erkenntnissen in Wirklichkeit nicht haben. Nach offiziellen Auskünften des mongolischen Umweltministeriums und der Parkverwaltung gibt es heute keine Wilderer mehr im Naturschutzgebiet. Es ist aber kein Geheimnis, dass die

mongolischen und chinesischen Grenzsoldaten hier in der Wüste einen sehr einsamen und trostlosen Dienst schieben. Und keiner weiß so ganz genau, ob nicht doch die Dienstwaffe ab und zu für illegale Zwecke genutzt wird. Eine echte Kontrolle des Naturschutzgebietes wäre nur möglich, wenn zusätzliche Parkranger ausgebildet und finanziert würden – aber dafür fehlt dem mongolischen Staat das Geld.

Auch wenn sich das Leben in unseren Zelten am Basislager in den Bärenbergen anfühlt wie ein Leben am Ende der Welt, es hat sich tatsächlich Besuch angekündigt. Ralf Hotzy, ein Naturschützer und Bärenfreund aus Bayern hat die lange und beschwerliche Anreise in Kauf genommen und ist mit einem Kastenwagen, der fast genauso aussieht wie unserer, in drei Tagen von Ulaanbaatar bis zu unserer Bärenstation gefahren. Hotzy und Professor Samiya kennen und schätzen sich seit Jahren. Die beiden sind die Motoren hinter dem deutsch-mongolischen Mazaalai-Schutzprojekt, das bei Nomaden, mongolischen Politikern und an Schulen mit viel Engagement Nachhilfe in Sachen Gobibär erteilt und vor allem für den Erhalt, der Schutzgebiete kämpft. Hotzy vertritt den bayerischen „Landesbund für Vogelschutz“ und er weiß, dass es etwas seltsam wirkt, dass sich Vogelschützer um Gobibären kümmern. Aber er kann das leicht erklären: „Wir haben zwar den Vogelschutz im Namen, aber wir fühlen uns insgesamt dem Natur- und Tierschutz verpflichtet. Und da spielt der Gobibär für Zentralasien eine ganz wichtige Rolle, wir bezeichnen ihn als „Schirmart“. Was Hotzy damit meint: wenn es gelingt, den Lebensraum des Gobibären zu schützen, dann können davon auch eine ganze Reihe anderer seltener Wüstentiere profitieren, also quasi unter seinen Schutzschirm schlüpfen.

Eigentlich hätte Professor Samiya seinen Bärenfreund Hotzy gerne ganz traditionell mit einem Milchtee begrüßt. Das ist am Basislager aber leider etwas schwierig zu bewerkstelligen. Stattdessen gibt es einen Milchkaffee, zusammengerührt aus Instantpulver und Trockenmilch. Immerhin – heißes Wasser liefert ein Gaskocher. Hotzy interessiert sich vor allem für die aktuellen Aufnahmen aus den Fotofallen, weil die den besten Überblick über den aktuellen Bestand an Bären geben. Samiya weiß zu berichten, dass in diesem Jahr noch keine Bärenbabys nachgewiesen wurden, obwohl die Bärenmütter ihre Jungen normalerweise im Mai zur Welt bringen. Noch sind aber nicht alle Kamerakarten ausgewertet und so hoffen die Forscher, dass sich die Bären auch in diesem Jahr fortgepflanzt haben. Hotzy ist vor allem fasziniert davon, dass in den Kamerafallen auch so viele andere Säugetiere, vom Wildkamel, über Kulane bis zu Luchsen und Wildkatzen nachgewiesen wurden. „Ich selbst fahre hier wochenlang durch die Gegend und sehe kein einziges Tier. Wenn ich es aus unseren Kameraaufnahmen nicht besser wüsste, würde ich sagen: Hier lebt gar nichts“. Die beiden sind sich einig,

dass die Berge von Tsagaan Bogd und die Ebenen der Gobi drum herum für die Biodiversität wahre Schatzkammern sind, ein Refugium für seltene Großsäuger, die in anderen Teilen Zentralasiens längst ausgestorben sind. Ihr deutsch-mongolisches Bärenschutzprojekt sei deshalb genau hier genau richtig aufgehoben.

Hotzy und Samiya nehmen mich am nächsten Morgen mit zu der größten Wasserstelle im Tsagaan Bogd-Gebirge. Es ist auch eine der wenigen, die man auf rumpligen Wegen mit dem Jeep erreichen kann. Dort wartet eine echte Überraschung auf mich: Am Rand der Wasserstelle steht eine knallgrün angestrichene Metallbox, verziert mit dem mongolischen Staatswappen. Es ist eine Gobibären-Fütterungsstelle, die haben die mongolischen Behörden aufgebaut. Der Parkranger ist dafür zuständig, regelmäßig Kraftfutter in Pellet-Form nachzulegen, auch NGOs mit westlichen Freiwilligen helfen ab und zu mit. Beim mongolischen Staat hat sich die Auffassung durchgesetzt, man müsse dem Mazaalai bei der Ernährung aktiv helfen, weil er sonst nicht genug Futter in der Wüste finden würde. Hotzy und Samiya halten das für eine Schnapsidee, geboren von Politikern, die sich mit angeblichem Gobibärenschutz vor allem das eigene Image aufpolieren wollen. Zwischen den beiden entwickelt sich ein spannendes Gespräch über richtigen und falschen Naturschutz.

15. „Hier befindet sich ein einzigartiges Ökosystem, dass es zu schützen gilt.“

Hotzy: Ich finde, eine Fütterung kann nicht das Ziel sein um den Gobibären zu erhalten, so sieht kein nachhaltiger Naturschutz aus. Artenschutz ist Lebensraumschutz und ich halte überhaupt nichts davon, einzelne Tiere hier durchzufüttern. Wie siehst du das, Samiya?

Samiya: Das ist schon seit den 1980er Jahren ein viel diskutiertes und hart umkämpftes Thema. Das Naturschutzgebiet hier wurde 1975 gegründet und damals ergaben Studien, dass der Gobibär unter Futtermangel leidet. Daraufhin wurde diese Aktion gestartet. Ursprünglich sollte nur zu bestimmten Zeiten gefüttert werden, beispielsweise nach dem Winterschlaf, wenn in der Natur keine Nahrung mehr vorhanden ist. Aber dauerhafte Fütterung, sogar im Sommer, das ist aus der Perspektive eines Naturschützers sinnlos.

Hotzy: Ich denke auch, dass es eigentlich darum gehen muss, den Lebensraum zu erhalten. Wenn man die Population erhalten möchte, dann muss der Lebensraum diese Population ernähren können. Dieses Kraftfutter trägt nur dazu bei, dass sich die Tiere daran gewöhnen. Außerdem sind

die Auswirkungen auf den Stoffwechsel nicht klar. Die Tiere leben hier normalerweise in einer sehr energiearmen Region und leben von eigentlich allem was sie bekommen können und jetzt bekommen sie dieses energiereiche Kraftfutter. Wie sich das beispielsweise auf die Leber auswirkt, ist überhaupt nicht geklärt. Es ist sicherlich gut gemeint. Aber als Naturschutzmaßnahme? Das kann man durchaus kritisch sehen!

Samiya: Der Meinung bin ich auch. Immer zu füttern, tötet die Tiere. Dadurch gehen ihre Überlebensinstinkte verloren. Anhand der Exkremente haben wir festgestellt, dass sich der Gobibär inzwischen auch im Sommer hauptsächlich von dem Kraftfutter ernährt – obwohl es hier überall genug Nahrung für ihn gibt. Es gibt beim Gobibärenschatz aber eben zwei Strömungen. Nachdem unser Staatspräsident 2013 den Gobibär offiziell als Symbol des Naturschutzes ausgerufen hat, entstand ein riesiger Boom um den Bären. Sehr viele NGOs kamen, die glauben, dass Futtermangel der einzige Grund für die Gefährdung des Bestandes ist. So denkt auch die Öffentlichkeit. Nach dem Motto: Dem Gobibär mangelt es an Nahrung, also füttern wir und retten ihn dadurch. In Wirklichkeit ist das aber nicht so. Füttern ist eigentlich Mord an den Tieren.

Hotzy: Das ist natürlich auch das einfachste, was sich im Naturschutz verkaufen lässt und was jeder versteht. Einem Tier geht es schlecht, also füttere ich es. Füttern ist immer was Positives. Und leicht umzusetzen. Einen Lebensraum zu schützen oder zu verbessern, das ist natürlich wesentlich schwieriger und lässt sich sehr viel schwerer in der Öffentlichkeit verkaufen. Wir haben bei uns in Deutschland die gleichen Erfahrungen gemacht: Füttern weckt bei den Menschen viel eher Emotionen und schafft eine Bindung zum Tier. Es ist aber eigentlich genau kontraproduktiv. Was würde denn passieren, wenn sich hier durch die Fütterung die Population des Bären auf einen Schlag verdoppelt und man dann die Fütterung einstellen würde? Dann hätten wir ein riesiges Problem. Die Tiere würden nämlich elendig verrecken, weil der Lebensraum – diese karge Wüste – eine doppelte Population nicht ernähren könnte. Man muss also andere Maßnahmen finden. Denn teuer sind solche Fütterungsmaßnahmen auch noch.

Samiya: Ja, du hast recht. Das einzige, was dem Tier helfen kann, ist eine Verbesserung des Lebensraumes. Aber was das konkret bedeutet, das weiß noch niemand so genau. Die Wüste ist sehr wasserarm, vielleicht könnte es also helfen, einen besseren Zugang zu den Wasserstellen oder sogar neue Wasserstellen zu schaffen.

Hotzy: Man weiß, dass der Lebensraum des Bären früher deutlich größer war. Eine mögliche Maßnahme wäre also auch, den Lebensraum von früher wiederherzustellen. Man muss sich fragen, warum die Bären nicht mehr in ihrem alten Lebensraum sind. Die Antwort ist, dass die Oasen vom Men-

schen und seinen Weidetieren besetzt sind. Es ist ganz klar, dass man dort keinen Lebensraum für den Bären gewinnen kann. Es läuft also darauf hinaus, hier in der Transaltai-Gobi diese kleine Population von 30-50 Tieren zu erhalten. Und hier im Tsagaan Bogd-Gebirge hat es wahrscheinlich nie mehr Individuen gegeben. Mehr Futter- und Wasserangebot ist auch nicht vorhanden.

Samiya: Das akademische Institut hat eine Studie zum Verbreitungsgebiet des Bären durchgeführt: Aktuell lebt der Gobibär auf einer Fläche von ungefähr 18.000 km². Früher war der Lebensraum mit 30.000 km² fast doppelt so groß. Dort, wo sich heute die kleine Wüstenstadt Ekhin Gol befindet, gab es bis zu den 1960er Jahren keine Siedlung. Auch die vielen Grenzposten hier in der Gegend gab es damals noch nicht. Sie wurden logischerweise dort angelegt, wo sich Wasser befindet. Es sind also, obwohl wir uns hier in einem Naturschutzgebiet befinden, sehr viele Siedlungen entstanden. Das alles sind Gründe dafür, dass das Verbreitungsgebiet so sehr geschrumpft ist. Wir müssen also in der Zukunft darauf achten, dass Wasserstellen wie diese hier nicht durch den Menschen belegt werden. Das ist politisch zwar nicht so einfach, meiner Ansicht nach aber ein sehr wichtiger Schritt. Immerhin gibt es darüber schon Diskussionen. Viele haben verstanden: Hier befindet sich ein einzigartiges Ökosystem, das es zu schützen gilt.

Hotzy: Das ist natürlich ein sehr heikles politisches Thema. Wir kennen das ja von unserem Naturschutz: Das Denken der Menschen zu ändern ist wirklich schwierig. Und selbst hier unten, in einer der am dünnsten besiedelten Regionen der Erde, haben nicht nur die Tiere, sondern auch die Menschen ihr Lebensrecht, das ist ganz klar. Man kann nur diese kleine Restpopulation der Wildtiere optimal gegen Einflüsse von außen schützen, sei es gegen Weidetiere, sei es gegen die Grenztruppen, die möglicherweise wildern. Dieser Druck ist sicherlich der ausschlaggebende Grund für die geringe Population. Und wenn hier eines Tages seltene Erden gefunden werden sollten, würde ich nicht die Hand dafür ins Feuer legen, dass das Naturschutzgebiet erhalten bleibt. An der Stelle kann unsere Präsenz als ausländische NGO entscheidend sein, da so immer wieder das Augenmerk darauf gerichtet wird, wie besonders diese Region ist und welche Verantwortung wir für deren Erhalt tragen. Hier darf kein Bergbau stattfinden.

Samiya: Dazu kommt auch der Druck durch den Tourismus, ein von der Regierung als wichtig eingeschätzter Wirtschaftszweig. Naturschutz und Tourismus sind hier eng verbunden. Daher ist es eine weitere Aufgabe, herauszufinden, wie sich Tourismus und Naturschutz vereinbaren lassen.

Hotzy: In Europa haben wir damit schon viele Erfahrungen machen können. Aufgrund der vielen Menschen ist der Druck auf die Umwelt um ei-

niges höher. Hier können europäische und mongolische Naturschützer sicherlich eng zusammenarbeiten und Erfahrungen austauschen, und am Ende kann ein gut funktionierender Naturschutz stehen.

16. Abschied von den Bärenbergen

Für mich geht der Aufenthalt in den Bärenbergen zu Ende. Und auch wenn ich selbst keinen Mazaalai zu sehen bekommen habe: Es war nicht nur ein abenteuerliches Projekt, sondern auch eine Recherche, bei der ich viel über die Menschen und Tiere in der Mongolei dazugelernt habe. Manche Klischees vom archaischen Nomadenleben sind gekippt, und das ist gut so. Ob der Gobibär wirklich noch eine Überlebenschance hat, das ist eine Frage, auf die ich trotz aller Gespräche mit Experten und Forschern keine endgültige Antwort gefunden habe. Wenn der Bergbauboom in der Mongolei anhält, und die Herden der Kaschmirziegen weiter so rasant wachsen, ist absehbar, dass der Druck auf die letzten Wildtiere weiter zunimmt. Ob der Mazaalai als erprobter Überlebenskünstler auch diese Bedrohung überstehen wird, ist völlig offen.

Auf unserer holprigen 4-Tages-Rückfahrt in die Hauptstadt erzählt mir Battogtokh von einem der ersten gemeinsamen Naturschutzprojekte. 1974 haben Forscher am westlichen Khovd-River den in der Mongolei ausgestorbenen Biber wieder angesiedelt und diese Worte auf einen Stein gemalt: „Es wachse die mongolisch-deutsche Freundschaft und Zusammenarbeit!“

Vielleicht hätten auch wir einen Freundschaftsstein im Bärengbiet hinterlassen sollen...